Entlarvte Geschichtsfälschung

oder

Leben, Thaten und Reichsverrath

des

Preußenkönigs Friedrich II.

genannt

„der Spitzbube Fritz."

Genau nach amtlichen Urkunden und den vorzüglichsten Quellenwerken, sowie nach dessen eigenen hinterlassenen Schriften bearbeitet

von

Carl Lempens,
Verfasser von vierzehn politischen Schriften.

Motto: „**Ich habe Alles gethan, um die Franzosen** (gegen Oesterreich das damalige deutsche Kaiserhaus) **aufzuhetzen.** Ich habe ihnen den Ruhm vorgehalten, das gegebene Wort, ihr eigenes Interesse, die günstige Gelegenheit zum Handeln. Man kann ja nicht mehr thun!"

(Also wörtlich zu lesen im Briefe Friedrich II. an seinen Bruder Heinrich vom 5. März 1778.) Oeuvres XXVI., 419.

Prag.

In Commission von A. G. Steinhauser.

1878.

Preiß Mark 2.—.

Entlarvte Geschichtsfälschung

Entlarvte Geschichtsfälschung

oder

Leben, Thaten und Reichsverrath

des

Preußenkönigs Friedrich II.

genannt

„der Spitzbube Fritz."

Genau nach amtlichen Urkunden und den vorzüglichsten Quellenwerken, sowie nach dessen eigenen hinterlassenen Schriften bearbeitet

von

Carl Lempens

Carl Lempens,
Verfasser von vierzehn politischen Schriften.

Motto: „Ich habe Alles gethan, um die Franzosen (gegen Oesterreich das damalige deutsche Kaiserhaus) aufzuhetzen. Ich habe ihnen den Ruhm vorgehalten, das gegebene Wort, ihr eigenes Interesse, die günstige Gelegenheit zum Handeln. Man kann ja nicht mehr thun!"
(Also wörtlich zu lesen im Briefe Friedrich II. an seinen Bruder Heinrich vom 5. März 1778.) Oeuvres XXVI., 419.

Prag.

In Commission von A. G. Steinhauser.

1878.

Vorwort.

In unseren Tagen hört man in Deutschland nichts häufiger, als die Phrase „Reichsfeind". Nachdem die Preußen sich seit dem Jahre 1871 einbilden, nun ganz sicher Deutschland im Sacke zu haben, soll höchst ergötzlicher Weise plötzlich die „Reichstreue" als eine gültige berliner Münze in Cours gesetzt werden.

Es ist gewiß rühmlich und schön, wenn ein Volk ein reges Nationalgefühl bekundet. Namentlich ist es den Deutschen zu wünschen, endlich wenigstens so viel Ehrgefühl zu zeigen, daß ihre Volksvertreter ihr Vaterland nicht mehr länger als eine russische Satrapie behandeln lassen. Das wäre so ein Punkt, wo man sich wahren Ruhm erwerben könnte. Aber wenn statt dessen die bekannte berliner Begriffsverwirrung sich nicht schämt, wahrscheinlich aus Sympathie für die obervormundschaftliche Bärenknute, den Katholiken „Reichsfeind" zu schimpfen, wenn er sich nicht von der kirchlichen Einheit trennen und ein russisches Popenthum als funkelnagelneue bismarck'sche Nationalkirche aufbinden lassen will: — wenn man sich erfrecht, auch den ehrlichen Demokraten, den Mann der Freiheit und des gleichen Rechts für Alle, mit jenem Titel zu belegen, weil er der Ansicht ist, daß nach den ewigen Gesetzen der Natur und Vernunft die auf deutschem Boden lebenden Menschen denn doch andere Bürger- und Menschenrechte und eine höhere Bestimmung haben, als für die Eroberungszwecke des Preußenthums nur Steuern zu

zahlen, als stupides Kanonenfutter sich hinschlachten zu lassen und das Maul zu halten: — dann sieht man sich wahrlich genöthigt, Repressalien zu nehmen und einmal zu untersuchen, wo die wahren Reichsfeinde und Reichsverräther stecken.

Ja, wir wollen einmal beleuchten, wie man denn damals in Berlin die Reichstreue verstand und übte, als das Haus Hohenzollern selbst noch unter dem deutschen Kaiser stand. Mit Rücksicht auf die Bibelstelle (Matth. 7, 2) sind ja die jetzigen preußischen Ansprüche und Rechte von dem Maße abhängig, womit man in Berlin damals ausgemessen hat. Um dabei noch gerne großmüthig zu verfahren, wollen wir zum Objekt jener Untersuchung gerade den Preußenkönig nehmen, den die Preußen selbst als ihren Besten, als ihr Muster und ihre Perle bezeichnen. An dessen Handlungsweise läßt sich also gewiß die preußische Natur, ihr innerstes Wesen, und vor Allem ihre weltberühmte Ehrlichkeit studiren.

Friedrich II., der von 1740 bis 1786 „regierte", den die Geschichtsfälscher und deren blasirte Nachschwätzer den „Großen" nennen, soll hier seine Beleuchtung finden. Als Hauptquelle benutzen wir dabei die eigenen Schriften des „Königs" und zwar die amtliche Ausgabe derselben, welche die Akademie zu Berlin von 1846—1857 in dreißig Bänden auf königliche Anordnung veranstaltete. Also nicht aus reichsfeindlicher, sondern aus echt preußischer Quelle wollen wir die Verdienste constatiren, welche die Perle des ganzen Preußenthums sich um Vaterland und Menschenrechte erworben, und zeigen, welch' erhabenes Beispiel von Reichstreue deutschen Fürsten und Bürgern jener Erzpreuße zur Nachfolge aufstellt. Es hat in unsern Tagen doppeltes Interesse.

I.

Von der Geburt Friedrich II. bis zur Thronbesteigung.

Friedrich II. wurde geboren am 24. Januar 1712. Sein Vater war der König Friedrich Wilhelm I in Preußen, ein ehrenhafter deutscher Mann, der nie seine Pflichten gegen Kaiser und Reich vergessen hat. Dessen Wahlspruch war vielmehr: „Das muß ein Cujon von einem deutschen Fürsten sein, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus hält"; und sterbend befahl er seinem Sohne noch, diesem Grundsatze treu zu bleiben.

Desto nichtswürdiger war die Mutter des Prinzen, eine hannover'sche Prinzessin. Intriguiren und Falschheit waren ihre Hauptcharakterzüge. Sie suchte sogar ihren Mann, den König, wiederholt zu Gunsten Frankreichs und Englands, zum Reichsverrathe zu verleiten, und nur die ehrliche Natur Friedrich Wilhelm I. und sein Stock, den er fleißig gegen das perfide Weib gebrauchte, konnten die oft gar fein und schlau gesponnenen Ränke vereiteln. (Vergl. Förster: Friedr. Wilh. I. Band II. Urkundbuch 53 ff. ff.)

Die Falschheit dieser „Mutter" erbten ihre Kinder, vor Allem Fritz und Wilhelmine. Letztere näher zu beleuchten, ist Angesichts der s. g. „Denkwürdigkeiten", die sie geschrieben, und worin sie ihren edlen Vater viele Jahre nach dessen Tode noch vor aller Welt auf das Abscheulichste verleumdete, mehr als überflüssig. Dieses ihr Werk zeugt vollkommen genügend über sie; so kann über den eigenen Vater nur eine Dirne schreiben, die das Herz einer Hyäne hat, und ein anderes hat sie denn auch wirklich ihr ganzes Leben hindurch nicht an den Tag gelegt.

Doch noch vollendetere Früchte trug die Erziehung der „Mutter" beim Fritz. Er war schon im frühen Knabenalter ein vollendeter Taugenichts, jeder ernsten Beschäftigung abgeneigt, trotzig, falsch und lügnerisch, worin ihn seine Mutter nach besten Kräften bestärkte. Der König, selbst sittenrein und religiös, wollte auch seine Kinder zur Sittlichkeit und Tugend erziehen, jedoch die Ränke des Weibes vereitelten seine Anstrengungen. Denn das Weib hielt mit den entarteten Kindern gegen den Vater, betrog und täuschte letzteren gemeinschaftlich mit diesen, ja, es wurde so arg, daß der König zuletzt, als alle seine Züchtigungen nichts fruchteten, die Kinder von der „Mutter" gänzlich trennen und jeden Verkehr zwischen beiden absperren mußte.

Vor Allem haßte der Prinz den Unterricht in ernsten Lehrgegenständen. Seine Neigung beschränkte sich auf Schauspieler, Flötenspiel und ähnliche Tändeleien. Dabei gab er sich schon im frühen Jünglingsalter dem schmählichsten aller Laster, der Unzucht, hin und diese Ausschweifungen erreichten einen sehr hohen Grad. **Die spätere Kinderlosigkeit seiner Ehe und seine völlige Zeugungsunfähigkeit war eine Folge davon.** Und so verdorben und boshaft war der Bube, daß auch in diesem Punkte selbst die schärfsten Züchtigungen seines Vaters ihn nicht zu bessern vermochten.

Sogar dieser Liederlichkeit hatte die „Mutter" im Anfange wenigstens indirekt Vorschub geleistet. Denn sie war es, welche die schlechten ausländischen Subjekte herbeizog, die Verkommenheit des Fritz verheimlichte und überhaupt den ganzen Lebenswandel desselben, der nothwendig zu solchem Verderben führen mußte, ermöglichte. Der König dagegen war so einfach und streng, daß er sogar die ausländische Kleidertracht im Lande verboten hatte und, um dieselbe lächerlich zu machen, ausschließlich Scharfrichter und Schinder nach der neuesten pariser Mode kleidete.

Bei solchem Charakter des Prinzen ist es denn auch begreiflich, daß er höchst unwissend blieb. **In seinem ganzen Leben hat er auch nicht eine Zeile richtig deutsch schreiben gelernt.** Ja, er verachtete förmlich seine Muttersprache, wie sein Vaterland überhaupt. Er wollte immer den Ausländer nach den schlimmen Eigenschaften eines Ludwig XV. spielen und bildete sich sogar noch etwas darauf ein. Mit seiner Unsittlichkeit nach damaliger bourbonischer Hof-

Mode ging denn bei ihm auch das Schuldenmachen Hand in Hand. Ueberall borgte er heimlich, und was er borgte, verschwendete er in niedriger Weise. Auch in seinen reiferen Jahren änderte er sich nicht. Der König züchtigte ihn oft gründlich, ließ ihn endlich sogar allemal, wenn die Rechnungen der Gläubiger kamen, in das allgemeine Schuldgefängniß werfen, aber der Bube war so durchaus ohne alles Ehrgefühl, daß auch selbst diese Strafe fruchtlos blieb. Da verbot denn der König, durch eine öffentlich bekannt gemachte Cabinetsordre allen seinen „Unterthanen", dem Fritz irgend etwas zu borgen, indem er für Nichts hafte. Er machte ihn also völlig creditlos und diese öffentliche Kundmachung wurde auch später nicht zurückgenommen. Der Prinz blieb creditlos, bis er zur Regierung kam; also bis zu seinem 28. Lebensjahre.

Noch zu weiteren Vorsichtsmaßregeln sah sich der König gezwungen, denn der Fritz erwies sich immer mehr als ein durchtriebener Schurke, dem man Alles zutrauen konnte. Der König verfügte also, daß jeder Brief, den das liebe Kind abschicke, mit Beschlag belegt und ihm übergeben werden solle: Erst nachdem er sie gelesen, ließ man die wieder verschlossenen Briefe weiter gehen. Davon wußte der Fritz natürlich Nichts; und so geschah es denn, daß man durch seinen Schriftwechsel mit einem anderen eben so ungerathenen Buben, dem liederlichen Lieutenant Katt, eines schönen Tages entdeckte, der Prinz beabsichtige, in kurzer Frist die Flucht nach Holland und England zu ergreifen.

Die Einschränkung und strenge Zucht im Hause des Vaters war nämlich dem Bürschlein tief verhaßt und wurde es immer mehr, je älter er wurde. Er liebte es in seinen schmutzigen Gelüsten zu schwelgen; das duldete der Vater aber nicht. Er wollte mit gleichgesinnten Wollüstlingen prassen, verschwenden und in Faulheit leben; davon war aber zu Hause keine Rede. Da wurde er strenge überwacht, mußte arbeiten und exerziren, und bekam, wenn er nicht folgte, seinen Lohn in rechtschaffener mecklenburgischer Münze ausbezahlt.

Zucht und Ordnung aber haben noch keinem Taugenichts gefallen, wie viel weniger also diesem Erz-Taugenichtse,

den sein eigener Vater nur „den Spitzbuben Fritz" nannte. Der Gedanke zur Flucht war daher in seinem Kopfe völlig am Platze. Die Vorkehrungen dazu traf er gar schlau und listig. Auf einer Reise, die sein Vater an den Rhein machte und wobei er ihn begleitete, sollte der Plan ausgeführt werden. Derselbe wäre auch ohne Zweifel gelungen, wenn der König nicht schon durch die aufgefangenen Briefe Alles gewußt hätte.

Der Vater ließ ihn ganz ruhig machen und der Fritz fühlte sich vollkommen sicher. Obgleich er auf Schritt und Tritt überwacht war, hatte er nichts davon gemerkt. Endlich ist der Tag gekommen, wo es fort gehen soll. Schon stehen die Pferde in Bereitschaft und der Fritz gibt eben noch einen Brief an Katt zur Post, worin er diesem meldet, daß er in ein paar Stunden „vom Tyrannen befreit sein werde."

Doch da, in dem Augenblicke als der Fritz das Pferd besteigen will, das ihn in's Ausland tragen soll, springen die versteckten Wächter hervor und packen ihn beim Schopf. Sofort führten sie ihn vor den König, der sein gutes spanisches Rohr schon in Bereitschaft hielt und den Fritz nun in äußerst gründlicher Art damit begrüßte.

Dieser jedoch hatte es in der Bosheit bereits zu weit gebracht. Er war völlig unverbesserlich. Sobald es ihm daher die heilsamen Nachwirkungen der empfangenen Züchtigung gestatteten, machte er einen zweiten Fluchtversuch. Es war bei Wesel, wo ihn nur eine Brücke von der holländischen Grenze trennte. Der Fritz bedachte sich denn auch gar nicht lange, sondern ließ spornstreichs auf dieselbe los, als er in ihre Nähe kam. Nur ein kleines Hinderniß trennte ihn noch vom Ziele; eine Schildwache, die auf der Grenze stand. Und diese that musterhaft ihre Schuldigkeit, ergriff den Flüchtling ohne viele Umstände beim Kragen und lieferte ihn seinem Vater aus.

Der aber war noch viel weniger faul. Er nahm den widerspänstigen Buben und peitschte ihn so lange, bis er mit Blut bedeckt war. Dann wurde derselbe als Deserteur in's Gefängniß geworfen und vor ein Kriegsgericht gestellt. Letzteres bestand aus den 15 vorzüglichsten Generalen; es verurtheilte den Prinzen auf Grund der Absichten, die er mit seiner Flucht verband, und der Pläne, die aus seinen aufgefangenen Briefen be-

kannt geworden waren, mit 13 Stimmen gegen 2 zum Tode. Diese Briefe und überhaupt die Akten über die ganze Sache enthalten noch viel Verborgenes. Mit der größten Sorgfalt wurden sie aller Geschichtsforschung entzogen, und als der Fritz später zur Regierung kam, war sein Erstes, sich dieselben aushändigen zu lassen und sie unter Siegel zu legen. Daraus läßt sich annähernd auf die Verbrechen schließen, die da von ihm constatirt sein mögen. Um gewöhnlicher Dinge willen würde man solche Geheimthuerei nicht für nöthig finden, zumal nach mehr als einem Jahrhundert noch; und wegen solcher wäre auch ein so nahezu einstimmiges Todesurtheil über den Thronfolger, von Seiten der angesehensten Männer des Landes gesprochen, gar nicht denkbar. (Vergl. Preuß: Friedr. d. G. I. 43. ff.)

Der König war fest entschlossen, das gesprochene Todesurtheil auch an dem Schuldigen vollstrecken zu lassen. Welch' ein Glück für das Volk des Landes, ja für ganz Deutschland, wenn es geschehen wäre! Wie viel Blut und Thränen würden dadurch unserm Vaterlande erspart worden sein! Doch der Kaiser Karl VI. legte Fürbitte für den Prinzen ein. Schon am 11. Oktober 1730 empfahl er dem Könige dringend dessen Begnadigung. (Vergl. Preuß: I. 440.)

Und nur dieser Vermittlung des Kaisers dankte der Fritz sein Leben. Nur mit Widerstreben fügte sich der König, indem er zu dem österreichischen Gesandten die prophetischen Worte sprach: „Sie wissen nicht, was Sie da verlangen. O, Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden." (Vergl. Mirabeau und Mauvillon I. 70.)

Bezeichnend ist auch der Brief des Königs an den Kaiser, worin es wörtlich heißt: „Lediglich Ew. Kaiserlichen Majestät hat er es zu danken, daß Sie Ihr Fürwort ihm haben angedeihen lassen, denn nur dadurch bin ich bewogen worden, ihm zu verzeihen. Ich will wünschen und hoffen, daß dieses einen solchen Eindruck auf sein Herz machen möge, daß er dadurch ganz geändert werde und recht erkennen lerne, wie sehr er Ew. Kaiserlichen Majestät für diese Liebe verpflichtet ist." (Vergl. darüber: Preuß: Urkundenbuch II. 169; Förster: Friedrich Wilhelm I. B. I. 374 u. 381 und Mirabeau und Mauvillon: preuß. Monarchie (deutsche Ueberf.) I. 70 ꝛc.)

Es ist von großem Interesse zur Feststellung des Charakters Friedrich II. und zur Beurtheilung seiner spätern Thaten gegen das Kaiserhaus, daß er selbst ausdrücklich bekannte, wie er ihm allein sein Leben verdankt. Dieses Bekenntniß findet sich in seinem eigenen Briefe an den Kaiser, in welchem er in den demüthigsten Ausdrücken demselben seinen Dank für die Fürbitte ausspricht: „der er allein die wiedererlangte Gnade des Königs zuzuschreiben habe." Damit verbindet er dann das feierliche Gelöbniß: „sich sein ganzes Leben lang auf das kräftigste zu befleißen, dem kaiserlichen Hause aufrichtige und überzeugende Proben seiner schuldigen und erkenntlichsten Ergebenheit und seines wahrhaftigen deutschen und patriotischen Eifers für dasselbe zu geben." Wir werden in der Folge zeigen, wie er dieses Gelöbniß gehalten hat.

Darauf ließ der König dann seinen „Spitzbuben Fritz", wie er ihn nannte, nach Küstrin auf die Festung führen. Dort wurde er in strenger Haft gehalten. Es sollte ein nochmaliger gründlicher Besserungsversuch mit ihm gemacht werden. Zunächst mußte er also hier die Hinrichtung seines Spießgesellen Katt ansehen, um zu erkennen, was auch er verdient habe. Das Erkenntniß des Königs, worin er Katt's Todesurtheil bestätigt, gewährt einen ziemlich deutlichen Einblick in die Geheimnisse, welche die Verbrechen umhüllen, wegen welcher der Prinz zum Tode verurtheilt war. Katt hatte ihm nur als Helfershelfer gedient, war also erst in zweiter Linie schuldig. Und doch sagt der König im Dekrete: „Nach allen geltenden Rechten hat dieser Katt verdient, mit glühenden Zangen gerissen und aufgehängt zu werden." Katt war aber vom Adel; die Zahl der Verbrechen, wegen deren ein Adeliger nach dem Landesgebrauche und dem damaligen in Deutschland geltenden Strafgesetzbuche, der Carolina, aufgehängt und gar mit glühenden Zangen gezwickt werden konnte, ist nicht groß; es sind nur die allerabscheulichsten, ein Königsmord, schwerster Vaterlandsverrath und dergleichen. Folglich beschränkt sich die Vermuthung über den Urtheilsgegenstand beim Prinzen auch nur auf einen ganz kleinen Kreis von Unthaten.

Einzig aus königlicher Gnade wurde Katt mit dem Schwerte hingerichtet und zwar vor dem Fenster des Fritz.

Dieser hatte zur Wohnung ein dunkles Gefängniß, erhielt schmale Kost, um ihm seine Wollust und Verschwendung abzugewöhnen, nur drei Groschen durfte täglich sein Unterhalt kosten, und nur zum Essen bekam er Licht. Erst allmählig, je nachdem seine systematisch betriebene Heuchelei zu der Hoffnung zu berechtigen schien, er sei in sich gegangen und mürbe geworden, wurde diese Strenge etwas gemildert. Nun mußte er aber tüchtig vom Morgen bis zum Abend in der Kanzlei arbeiten, damit die Thätigkeit heilsam auf seine Sitten wirke; und statt seiner gewohnten unmoralischen Lieblingslektüre bekam er kein Buch in die Hand, als die Bibel. Daraus sollte er sich wenigstens die zehn Gebote einprägen, scheint es aber doch nicht gethan zu haben.

So viel aber erkannte jetzt der Fritz, daß mit Trotz und Auflehnung Nichts mehr zu machen sei; war er ja auch nun der Quelle des Uebels, dem verderblichen Einflusse seiner Mutter, entzogen. Er schrieb seinem Vater die unterthänigsten Briefe, um denselben in der Hoffnung zu bestärken, daß er sich wirklich gebessert habe. Der König ließ sich endlich auch in der That täuschen, wenngleich er nie ganz vertraute und wollte dem Fritz jetzt, um ihn vollends auf bessere Wege zu bringen, eine tugendhafte Frau geben.

Diesen Punkt müssen wir etwas ausführlich behandeln, denn er ist bezeichnend für die Falschheit, und vollendete moralische Verdorbenheit des Prinzen. Zur Gemahlin hatte ihm sein Vater die edle und fromme Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern erwählt. Am 4. Februar 1732 um Mitternacht erhält der Prinz den Brief des Vaters, der es ihm anzeigt. Noch in derselben Stunde antwortet er dem Könige, wie sehr ihn diese Wahl freue und wie bereitwillig er gehorche.

Sein Vertrauter in damaliger Zeit war der ehrliche General Grumbkow in Berlin. Dieser Mann hätte den Prinzen so gerne auf gute Wege gebracht und stand ihm daher in allen Anliegen mit Rath und That zur Seite. An den schreibt der Prinz jetzt über die Sache eine Reihe von Briefen. Der erste darunter ist vom 11. Februar 1732. (Oeuvres XVI. p, 37 ff.) Dieser Grumbkow soll jetzt beim Könige vermitteln und die Heirath vereiteln. Das soll er thun, ohne dem Könige sagen zu dürfen, daß der Prinz die Braut nicht wolle, ja während letzterer selbst sogar in seinen eigenen Brie-

fen an den König nur Entzücken über dieselbe und vollste Bereitwilligkeit äußert.

Und warum will er die Braut nicht? Seine Briefe an Grumbkow, die amtliche Sammlung derselben, sagen es; kein bestochener Lobredner kann etwas daran drehen und verwischen. Er schreibt (Vergl. Oeuvres XVI. p. 43. ff.) an Grumbkow geradezu: „Ich hasse sie und ihre ganze Familie wie die Pest, wegen ihrer — Dummheit." (Am Hofe des Herzogs von Bevern herrschte nämlich Sittlichkeit.) Grumbkow verweist ihm das, doch der Prinz schreibt zur Antwort: „Ich will lieber eine Kokette, als eine Fromme." Und in einem späteren Briefe rückt er geradezu heraus mit den Worten: „Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will davon nur den Genuß und dann verachte ich es!"

Und das schmutzige Individuum, welches im Alter von 21 Jahren solche abscheulichen Grundsätze aussprach und sein ganzes Leben hindurch in dieser Hinsicht keine andern an den Tag gelegt hat, — sieh, deutsches Volk! dieses Individuum preisen die Staatsprofessoren und die von ihnen geschriebenen Geschichts- und Schulbücher als einen „großen Mann!" Solche Menschen sind das! Verdienen die wohl Glauben? (Vergl. noch Oeuvres XVI. p. 50, 51 u. s. w.)

Der Prinz fuhr fort, den General Grumbkow mit Bitten zu bestürmen, beim Könige das Aeußerste zu wagen, um die Heirath zu hintertreiben. Endlich meldet er Grumbkow in den Ausdrücken der höchsten Verzweiflung, er werde sich erschießen, wenn man ihn zu dieser Heirath zwinge.

Und gleichzeitig mit diesem Briefe schrieb der Prinz an den König noch immer das direkte Gegentheil, preist eben dieselbe Heirath als seine Freude und sein Glück, versichert den Vater in den kriechendsten und unterthänigsten Ausdrücken seines Gehorsams, ja schwört sogar darauf. Der König empfing diesen Brief kurz vor Mittag, und da auch Grumbkow zur Tafel geladen war, so zeigte er ihm denselben. Kaum aber kömmt der General nach Hause, da erhält auch er einen Brief vom Prinzen, und zwar den oben erwähnten vom selbigen Datum wie der Brief an den König.

Es war also klar, der perfide Bube wollte den ehrlichen Mann veranlassen, beim Könige durch Opposition gegen die

Heirath das Aeußerste zu wagen, während er selbst sich durch die vollste Zustimmung zu dem Willen des Königs für den Fall des Mißlingens den Rücken deckte. Solche Nichtswürdigkeit empörte den General tief und mit wenigen Worten schrieb er dem Fritz zurück, welcher es nicht für möglich gehalten hatte, daß der König Grumbkow seinen Brief lesen lasse. Der König sein Vater habe ihm kürzlich noch wiederholt erklärt: „Mit dem Fritz nimmt's kein gutes Ende; ich fürchte, daß er noch unter den Händen des Henkers stirbt." (Vergl. Oeuvres XVI. 41 ff. ff.).

Jetzt hatte der Falsche allerdings keine Hoffnung mehr, daß Jemand für ihn die heißen Kastanien aus dem Feuer hole. Er erneuerte daher unausgesetzt seine Ergebenheitsschwüre und im Juni 1733 fand die Vermählung statt.

Der Prinz durfte nun auf dem Schlosse Rheinsberg leben, welches der König mit noch anderen Besitzungen ihm geschenkt hatte. Kaum hatte er aber freie Hand, da fing auch das alte Leben wieder an; wo's nur irgend einen unsittlichen Höfling nach damaliger Mode gab, da suchte er ihn zu seinem Freunde, und unter diesen „Freunden" war der Erste jener eben so frivole als unmoralische Voltaire. Seiner treuen Gemahlin dagegen machte er nur Verdruß.

Auch seine alten Verschwendungen begannen wieder im ausgedehnten Grade. Die Einkünfte der ihm geschenkten Güter, der Stadt Rheinsberg und der Grafschaft Ruppin genügten ihm bei Weitem nicht, und da er nicht borgen konnte, weil die königliche Cabinetsordre, welche ihn creditlos machte, nicht zurückgenommen worden war, so verlegte er sich auf's Betteln. Er bettelte so ziemlich überall, wo er Aussicht hatte, etwas zu bekommen: beim General Grumbkow, beim kaiserlichen Gesandten Seckendorf und dem Kaiser selbst; ja, sogar durch den sächsischen Gesandten Suhm auch bei der russischen Kaiserin. Diese allein lieferte in der letzten Zeit ihm jährlich 80.000 Thaler. Dabei aber hatte er noch an allen Ecken und Enden geheime Privatschulden.

(Vergl. über diesen Gegenstand Oeuvres XXVII. 3 p. 71. ff. XVI. 79. 80. 94 ꝛc. Oeuvres XVI. 261. u. 284. ff.)

Sein Benehmen gegen den Vater ist fortgesetzt nur die perfideste Heuchelei. Schreibt er ihm, so geschieht es mit solcher Demuth und Unterthänigkeit, daß kein Sklave seinem Herrn gegenüber die Worte kriechender wählen könnte. Schreibt

er aber an Andere, so schmäht er seinen Vater und nennt den Aufenthalt bei ihm ein Fegfeuer oder eine Galeere. Ich reise ab, um auf die Galeere zurückzukehren, ist der schriftliche Ausdruck dieses lieben Kindes, wenn es zu seinem Vater gehen muß.

Doch in vollstem Maße zeigte sich der schlechte Charakter des Prinzen während der Krankheit seines Vaters, Ende 1734. Seine Berichte an seine Schwester Wilhelmine über die Fortschritte der Krankheit lassen die Sehnsucht nach dem Tode des Königs aus jeder Zeile lesen. Kam er dagegen zum Könige selbst, so konnte er sogar weinen vor Trauer, und schrieb er ihm Briefe, so wünschte er ihm allemal tausendfach Gesundheit und ein langes Leben. Ganz à la Tartuffe. Und als nun gar der König, anstatt zu sterben, wieder völlig gesund ward, da erstickten sowohl der Fritz wie seine Schwester fast vor Aerger. Voll Ingrimm schrieb er dieser am 10. Januar 1735: „Mit dem größten Erstaunen von der Welt muß ich dir anzeigen, daß der König sich besser befindet. Er fängt an zu gehen, er befindet sich besser als ich, und ißt und trinkt für vier." (Vergl. Oeuvres XXVII. 1. p. 20 bis 30 und ff.)

Von da an ist lange Zeit jeder Brief des Prinzen an die Schwester nur der Ausdruck einer wahren Wuth über die Genesung seines Vaters. Er erklärt dessen ganze Krankheit für reine Verstellung und schreibt: „Er ist gesund, wann er es sein will, er hat die Natur eines Türken und überlebt uns noch Alle." Und als bald darauf der Herzog von Braunschweig starb, packt ihn der Neid, indem er des dortigen Erbprinzen gedenkt. Dieses Gefühl drückt er im Briefe an seine eben so perfide Schwester mit folgenden Worten aus: „O, wie bin ich entzückt über das Benehmen des Herzogs von Braunschweig. Er hat die Höflichkeit gehabt, als ein gefälliger Mann zu sterben, um seinem Sohne Vergnügen zu machen." (Oeuvres XXVII. 1 p. 36.) Diese Worte sind wahrhaft charakteristisch.

Der König lebte von da an noch fast volle fünf Jahre. Endlich, im Anfange 1740 erkrankte er ernstlich. Jetzt erneuert sich sofort wieder das ganze ekelhafte Spiel von Hoffen auf seinen Tod und der Furcht vor einer abermaligen Genesung bei den mehrfach genannten beiden guten preußischen

Kindern. Endlich glaubt der Fritz seiner Sache ganz gewiß zu sein, am 21. März 1740 meldet er seiner Schwester: „Sie solle sich nur darauf gefaßt machen, täglich die Nachricht vom Tode des Königs zu erhalten, denn jetzt habe er auch eine Entzündung an der Lunge und könne unmöglich wieder aufkommen." Doch trotzdem dauerte es zu seinem nicht geringen Verdrusse noch über zwei Monate, erst am 31. Mai 1740 that ihm sein Vater den Gefallen und — starb.

II.

Friedrich II. erste Regierungshandlungen, seine Ansprüche auf Schlesien und deren rechtliche Beschaffenheit.

Der neue König fand beim Regierungsantritte einen Schatz von mehr als 30 Millionen Thaler und ein Heer von 83.000 Mann! Welch' eine ungeheure Zahl für das kleine Land! Auf 27 Seelen kam ein Soldat, das Militär verschlang 6/7 aller Staatseinnahmen.

Doch Alles dieses genügte dem Fritz noch nicht. Obgleich tiefer Friede ringsum herrschte, so begann er doch sofort, das ungeheure Heer noch zu vermehren. Alle Verwandten, alle benachbarten kleinen Fürsten, mit denen er in etwas vertrauter Beziehung stand, mußten ihm Truppen werben. Fünfzehn neue Bataillone errichtete er. Diejenigen Fürsten, welche erbärmlich genug waren, ihre Pflicht gegen ihre Bürger so weit zu vergessen, daß sie ihm dieselben als weiße Sklaven verkauften, erhielten für den Kopf 10 Thaler.

Dieser Preußenkönig ist es gewesen, der den gelockerten, aber noch keineswegs zerstörten Reichsverband völlig zerrissen hat. Er war dem deutschen Kaiser unterthan, nur Reichsfürst mit beschränkten Rechten; doch dieses ignorirte er von der ersten Stunde an. Nur von einem „preußischen Staat" sprechen seine Schriften, ja er trieb selbst in

der Sprache diesen Geist der vaterlandsverrätherischen Auflehnung bis zum Blödsinn einer „preußischen Nation," denn dieser durch und durch stupide Ausdruck „nation Prussienne" spielte in seinen Ausdrücken schon in jener Periode eine Hauptrolle.

Während er mit dem, in Voraus gefaßten Entschluße auf Raub- und Eroberungszüge auszugehen, das Heer dazu sammelte, berief er zugleich eine große Anzahl sittenloser Fremden s. g. „Gelehrter" und Schönredner ins Land, gab ihnen aus dem Staatsbeutel große Pensionen und einträgliche Aemter — damit sie ihm dafür später die öffentliche Meinung der s. g. Gebildeten fabrizirten, und alle seine Schandthaten als große und ruhmwürdige Werke priesen. Das thaten sie denn auch mit großem Eifer und gerade daher datirt der Anfang der bodenlosen Begriffsverwirrung und Geschichtsfälschung über diesen König.

Dessen Werke weisen aus jener Zeit, als er noch zu Küstrin auf der Festung saß, also volle zehn Jahre bevor er zur Regierung kam, schon einen ganzen Entwurf von Raubplänen nach. (Vergl. Oeuvres XVI. p. 1 an Natzmer.) Er war damals 18 Jahre alt und dachte bereits unausgesetzt an Ueberfall anderer deutscher Reichsfürsten. Da will er Jülich und Berg, Mecklenburg und Pommern, ja sogar Theile von Polen gewinnen. Von Schlesien aber erwähnt jenes Schriftstück noch nichts.

Erst später scheint er auf diesen Gedanken gekommen zu sein .Das fehlte auch eben noch, um das Brandmal der Schande, welches diesem Fürsten in den Augen aller redlichen Menschen ankleben wird, so lange es eine ehrliche Geschichte gibt, bis zum Ueberfließen voll zu machen. Das Kaiserhaus will er überfallen und eines alten Erblandes berauben; das Kaiserhaus, welches ihm das Leben gerettet, als das Henkerbeil bereits über seinem schuldigen Haupte schwebte; das Kaiserhaus, von dem er Jahre lang im Geheimen Geld gebettelt und anhaltend Wohlthaten genossen hat!

Doch noch mehr: Der Preuße trat mit seinen Raubgelüsten keineswegs hervor, so lange Kaiser Karl VI. lebte; er wartete vielmehr gerade erst dessen Tod ab. Dann aber fiel er plötzlich ohne Kriegserklärung über die Erbin seiner Länder, die arme unerfahrene, 25jährige

Maria Theresia her. Es ist anerkannter Satz der Civilisation, ja schon des natürlichen menschlichen Gefühls, daß es keine größere Abscheulichkeit geben kann, als wenn Jemand seine Macht zur Beraubung der Unglücklichen, der Witwen und Waisen, mißbraucht; ja, sogar mit boshafter Tücke die Gelegenheit hierzu ablauert. Der Bandit, welcher den Wald unsicher macht, schämt sich in hundert Fällen gegen einen, ein armes wehrloses Mädchen zu berauben; der Löwe in der Wüste verschmäht es, schwache Thiere zu überfallen, sondern wählt sich einen kräftigen ebenbürtigen Gegner, der Preußenkönig Friedrich II. dagegen hat gerade durch eine solche gemeine Greuelthat den Grund zu der heutigen Macht dieses Fürstengeschlechtes gelegt!

Mit äußerster List und Verschlagenheit hatte er sich darauf vorbereitet. Sein Heer zählte jetzt fast 100.000 Mann und sein Schatz, wie bereits bemerkt, über 30 Millionen Thaler. Maria Theresia dagegen war völlig ungerüstet. Bei der milden und gütigen Regierungsweise der Fürsten des Kaiserhauses Habsburg über ihre Völker, hatte sie in den ganzen ausgebreiteten Staaten nur etwa 50.000 Soldaten und diese noch völlig zerstreut in Garnisonen von Belgrad an der türkischen Grenze bis nach Freiburg im Breisgau; sowie kaum 100.000 Gulden in der Kriegskasse. Das war auch genug. Nach den ewigen Gesetzen der Natur und Vernunft ist ja der Fürst nur des Volkes wegen da, er soll es also als seine einzige Aufgabe betrachten, seine Völker zu beglücken, nicht aber sie durch unerhörte Steuern auszusaugen, um durch diese Aussaugung sich die Mittel zu verschaffen, in einem Meere von Blut und Thränen von einer Eroberung zur andern zu waten.

Plötzlich am 16. Dezember 1740 drang der Preußenkönig ohne Weiteres in die Erbstaaten des Kaiserhauses ein. Erst zwei Tage später kam ein Bote von ihm in Wien an mit der Forderung: „Wenn Maria Theresia seinem Herrn nicht sofort einen Theil von Schlesien abtrete, so nehme er das Land mit Gewalt.“ Nicht wahr, so spricht auch der Straßenräuber aus bürgerlichem Stande am Kreuzwege im Walde oder auf der Landstraße. Diesen steckt man in's Zuchthaus, oder hängt ihn an den Galgen.

Den aber tausendfach gefährlicheren fürstlichen und gekrönten Räuber Friedrich II. dagegen preist man als einen „großen Mann," wenn er den Raub glücklich heimbringt. Gibt es vielleicht eine zweifache Moral, eine eigne für den Adel und die Fürsten, und eine andere für das Volk?! Gewiß doch nicht. Haben wir nicht alle die gleichen Rechte in dieser Hinsicht? Kann ein Bürger also wohl seinen ganzen Stand schmählicher erniedrigen und seine eigne Würde ehrloser preisgeben, als wenn er irgend einem Fürsten auf dem Gebiete der Moral Befugnisse zuerkennt, und ihn wegen Thaten als einen „großen Mann" lobt, die ihn selbst, wenn er sie nach seinen Verhältnissen nur im kleinen Maßstabe ausüben wollte, in's Zuchthaus bringen würden?

Doch kehren wir zu der weitern Beleuchtung Friedrich II. zurück. Er wird mit seiner Forderung in Wien voll Entrüstung abgewiesen; und zwar **mit vollstem Rechte.** Die Begründung seiner Ansprüche, welche er versuchte, war von Anfang bis zu Ende haltlos, falsch und verrätherisch. Wir wollen sie ausführlich charakterisiren, denn dieses preußische Auftreten ist sehr lehrreich für das Volk. Dasselbe kann nämlich damit die Ereignisse unserer Tage, namentlich die Vorwände von 1866 vergleichen.

Schon als Markgrafen von Brandenburg war es nie die Gewohnheit der Fürsten des Hauses Hohenzollern, still und ruhig ihrer Pflicht gemäß nur für das Glück ihrer Landesbewohner zu leben, sondern ihr Streben war vor Allem darauf gerichtet, ihre umliegenden Nachbarn, so oft sich nur eine Gelegenheit bot, **zu berauben,** um ihr Gebiet zu vergrößern. Nur dafür lebten sie, und um zu den steten Eroberungskriegen die Mittel zu schaffen, wurden die „Unterthanen" auf alle Weise belastet, bedrückt und ausgesogen. Um diese geschichtliche Thatsache zu erkennen, braucht man nur das Verzeichniß sämmtlicher Provinzen, aus denen Preußen besteht, durchzugehen und bei einer jeden derselben sich zu fragen: **Wessen Eigenthum** war sie und wie ist der Preuß dazu gekommen?

In jenen Zeiten nun, wo die Macht der Hohenzollern noch nicht groß war, also das Rauben noch nicht gar zu offen betrieben werden konnte, nahmen sie sehr häufig allerlei List und Kniffe zu Hülfe. Solche heimlichen Ränke wurden namentlich dann angewandt, wenn sich wegen zu strenger

Aufsicht im Reiche, weil gerade ein thatkräftiger Kaiser herrschte, augenblicklich keine Gewalt wagen ließ.

Ein Hauptkniff dieser Art waren die s. g. „Erbverbrüderungen," die darin bestanden, daß zwei Fürstenhäuser vereinbarten, daß, falls früher oder später eines von Beiden aussterben sollte, dem andern dann dessen Land zufalle. In der Regel wurden die Räthe eines Fürsten bestochen, um ihn zum Abschluß eines derartigen Vertrages geneigt zu machen, woraus der Mitcontrahent dann gelegentlich Ansprüche ableitete. Doch betrachten wir das Ding etwas näher:

Daß Verwandtschaften ein Erbrecht von Staaten begründen können, ist ein ziemlich allgemein anerkannter Grundsatz, obgleich auch hierbei dem Volke schon nach dem Naturrecht die Befugniß der endgültigen Entscheidung darüber zusteht, ob es den ihm völlig fremden Stamm auch zum Herrscher annehmen will. Denn was wären die Bürger wohl anders, als eine Heerde Schafe, oder ein ähnliches rechtloses Objekt, wenn man anerkennen wollte, der Fürst habe das Recht, sie so ganz ohne Weiteres, ohne sie nur zu fragen, an ein anderes Fürstenhaus, an welches sie durchaus kein Band knüpft, zu verschenken oder zu verkaufen? Wäre derjenige wohl noch werth, ein freier Mann zu heißen, der einem Fürsten solche Rechte dem Volke gegenüber zuspräche?

So läge also schon das Verhältniß, wenn zwei souveräne Fürsten einen s. g. Erbvertrag geschlossen hätten. Ganz anders gestaltet es sich aber noch im vorliegenden Falle:

Der Preußenkönig stützte seine Ansprüche darauf, daß einmal vor mehreren Jahrhunderten zwischen Brandenburg und einigen schlesischen Fürstenthümern eine „Erbverbrüderung" zu Stande gekommen. Deshalb solle also jetzt Maria Theresia ihm diese Fürstenthümer — ausliefern. Im Jahre 1511 hatte Brandenburg wirklich den völlig unzurechnungsfähigen Herzog Friedrich von Liegnitz zu einem solchen Vertrage, natürlich durch entsprechende „Bearbeitung" seiner Räthe, zu verleiten gewußt. Dieser Herzog Friedrich war ein solcher Trunkenbold, daß er fast nie seiner Sinne mächtig wurde, so daß zuletzt sogar sein eigener Sohn ihn zehn Jahre lang bis zu seinem Tode einsperren mußte, um seinem wahnsinnigen Wüthen ein Ende zu machen. Hätte dieser Fürst also wirklich ein Verfügungsrecht

über sein Land gehabt, so wäre das Abkommen schon deshalb völlig nichtig gewesen, weil er ein vollendeter Narr war, der nur im delirium tremens zu handeln pflegte, also rechtlich gar nicht fähig war, sich zu verpflichten.

Uebrigens — und das ist die Hauptsache, — hatte aber auch weder der Hohenzoller in Brandenburg, noch der Fürst von Liegnitz irgend eine Befugniß zu einer solchen Abmachung, weil ihnen die erste Vorbedingung dazu, die Souveränetät, fehlte. Beide waren deutsche Reichsfürsten und als solche einzig Lehensleute des deutschen Kaisers. Von diesem hatten sie ihre Länder zu Lehn erhalten, sie waren also auch nicht entfernt unbeschränkte Herren, sondern einzig Verwalter derselben. Starb aber ein Fürstenhaus aus, so fiel das Land ohne Weiteres an den Kaiser und das Reich zurück, und diesem und nur diesem stand das Entscheidungsrecht darüber zu, zu wessen Gunsten ferner darüber verfügt werden solle.

So bestimmte es die deutsche Reichsverfassung und so war es uraltes deutsches Recht. Sogar während der Regierungszeit eines Fürsten war der Kaiser befugt, ihn und sein Geschlecht sofort abzusetzen, sobald er die Pflichten verletzte, unter Beschwörung welcher ihm das Land nur anvertraut worden war. War es also wohl etwas anderes als lächerliche Unverschämtheit, ja offene Auflehnung und frevelhafter Eingriff in kaiserliche Rechte, wenn so ein paar armselige Verwalter und Vasallen sich erlaubten, „Erbverbrüderungen" über Reichsgebiete zu schließen? So etwas konnte denn auch nur geschehen, wenn es an einer starken Autorität im Reiche zufällig fehlte; hätte sich unter den thatkräftigen hohenstaufischen Kaisern ein Vasall dergleichen angemaßt, so würde er einfach, und zwar mit vollstem Rechte, sofort als Rebell in die Acht erklärt und abgesetzt worden sein.

Wäre also der Herzog Friedrich ein Reichsfürst wie der Brandenburger gewesen, so war der Vertrag schon ein Verbrechen gegen das Reichsoberhaupt; jedoch auch diesen Rang hatte der Liegnitzer nicht einmal; er war vielmehr nur ein mediatisirter Fürst. Schlesien und die sämmtlichen dortigen Duodezfürstlein waren, außer den Pflichten gegen das deutsche Reich, auch noch verpflichtet gegen den König von Böhmen; das ganze Land war ein Lehen der böhmischen Krone. Dadurch wird die bodenlose

Lächerlichkeit der s. g. „Erbverbrüderung“ und die Nichtigkeit der darauf gestützten Ansprüche erst doppelt eclatant. Der **König von Böhmen** war Eigenthümer des Landes, **nicht** der Titularfürst von Liegnitz; dieser mußte schon froh sein, daß jener ihm bei Lebzeiten dessen Verwaltung ließ, aber eine Verfügung darüber zu treffen über das Aussterben seines Geschlechtes hinaus, konnte nur so einem vollendeten Narren im delirium tremens einfallen, wie gerade der Herzog Friedrich einer war, und nur ein solcher Narr konnte auch der verrätherischen Auflehnung irgend einen Werth beilegen.

Es war daher auch ganz natürlich, daß das Kaiserhaus sofort gegen den frechen Schwindel auftrat, als die oberste Autorität im Reiche nur überhaupt wieder zur würdigen Geltung kam. Dieses war der Fall nach der Besiegung des s. g. schmalkaldischen Bundes. Da mußte denn der Herzog Friedrich von Liegnitz die s. g. „Erbverbrüderung“ förmlich widerrufen, zurücknehmen und der Krone Böhmen, sowie dem Reiche demüthig Genugthuung leisten, was er auch im Jahre 1547 that.

Nun kommen trotzdem die preußischen Soldschreiber und sagen, diesen Widerruf habe er in der Todesstunde zurückgenommen. Es ist ergötzlich, wie sich da die hohenzoller'sche Ländergier bloßstellt. Jener s. g. Herzog hatte gar nichts zurückzunehmen, *weil er überhaupt* **nichts zu geben hatte.** Er war *nicht* Eigenthümer des Landes, sondern nur einzig mediatisirter *Lehnsmann der böhmischen Könige*. Uebrigens aber zeigt gerade der angebliche „Widerruf in der Todesstunde“, wie sehr Alles (natürlich durch Bestechung der Umgebung des Herzogs) von Brandenburg aus geleitet und betrieben wurde. Denn damals war jener Friedrich von Liegnitz ja bereits faktisch *zehn volle Jahre lang der Regierung entsetzt und als ein Wahnsinniger eingesperrt*, und jetzt in der Todesstunde soll der Narr plötzlich wieder vernünftig sein und einen Herrscherakt ausüben; er, der seit zehn Jahren schon gar keine Herrschaft mehr auszuüben hatte! Doch solche Fiktionen waren schon damals — *echt preußisch*.

Weder die Krone Böhmen noch der Kaiser als Oberhaupt des Reiches hatten denn auch je das elende Machwerk anerkannt, und als im Jahre 1675 die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau erledigt wurden, zog der Kaiser dieselben ein; *wozu er das unbestreitbare Recht hatte*.

Damals regierte in Brandenburg jener berüchtigte Friedrich Wilhelm, den die Geschichtsfälscher den „großen Kurfürsten" genannt haben, vermuthlich weil er als **Reichsverräther** gegen Kaiser und Reich **im französischen Solde stand**; der mit dem Mordbrenner Ludwig XIV. ein förmliches Bündniß geschlossen hatte, damit dieser ungestört Deutschland berauben und Straßburg stehlen konnte; der, nachdem letzteres geschehen, die Anstalten der Gegenwehr in Deutschland durch seine Intriguen vereitelte und, als die deutschen Fürsten gegen die Wegnahme Straßburgs protestirten, zu diesem Proteste seine Unterschrift verweigerte, damit der Franzosenkönig ihm nicht den jährlichen Sold entziehe.

Dieser herrliche Hohenzoller erröthete allerdings nicht, jetzt seine „Ansprüche" aus der „Erbverbrüderung" zur Sprache zu bringen, ja er war sogar infam genug, dem Kaiser förmlich zu drohen, wenn er ihm nicht wenigstens einen Fetzen Land gebe, so falle er den damals **gegen Franzosen und Türken** kämpfenden Reichsheeren **meuchlerisch in den Rücken.** Offenbar gehörte dieser Brandenburger an den höchsten Galgen, an dem nur je ein Vaterlandsverräther gehangen hat, doch die politische Lage, die Noth Deutschlands war nun einmal so dringend, daß der Kaiser den Reichsverräther gütlich abfinden mußte. Er schloß also mit ihm einen Vertrag, worin der Hohenzoller für sich und seine Nachkommen auf die schlesischen Herzogthümer verzichtete, wogegen er aus kaiserlicher Gnade den zu Schlesien gehörenden Kreis Schwiebus erhielt.

Durch diese Entsagung des Kurfürsten waren also unter allen Umständen die Ansprüche vernichtet, selbst wenn sie jemals rechtmäßig existirt hätten, was aber, wie bereits nachgewiesen, keineswegs der Fall war. Daß der Sohn dieses Kurfürsten dem kaiserlichen Hause den **erpreßten** Kreis Schwiebus zurückgab, stand außer allem Verhältnisse zu jenen Ansprüchen, denn die Rückgabe geschah ausdrücklich und lediglich als Gegenleistung für spezielle kaiserliche Unterstützungen, wodurch es dem Prinzen möglich wurde, sein Erbe in Besitz zu nehmen und das Testament seines Vaters, worin dieser seine Staaten unter die mit der bekannten Giftmischerin Dorothea erzeugten Kinder theilte, zu vernichten.

Zu alle dem kömmt aber nun noch, daß Preußen im Jahre 1728 am 23. Dezember mit dem Kaiserhause einen förmlichen, völkerrechtlichen Vertrag geschlossen

hatte, worin die Häuser Habsburg und Hohenzollern sich beiderseitig alle ihre Besitzungen garantirten, und zwar in Betreff des Kaisers für die Nachkommen **beiderlei Geschlechts.** (Vergl. Förster: Friedrich Wilhelm I. Band II. Urkundbuch S. 215.) Wenn irgend ein Anspruch Brandenburgs auf ein kaiserliches Erbland vorhanden gewesen wäre, so hätte er hier geltend gemacht werden müssen. Durch diesen Vertrag war er für die Zukunft unbedingt ausgeschlossen! Durch diesen Vertrag hatte sich Preußen sogar verpflichtet, die Tochter des Kaisers in dem Besitze aller Länder ihres Vaters zu schützen und zu vertheidigen! Und diesen Vertrag hatte Friedrich Wilhelm **als König für seinen Staat,** also mit vollkommen bindender Kraft auch für seinen Thronfolger abgeschlossen!

Nun appelliren wir schließlich an das Gerechtigkeitsgefühl jedes ehrlichen Mannes, an die traditionelle Treue und Ehre des deutschen Volkes, mit der Frage: Ist je ein Vorwand **nichtiger** und **ungerechter,** je ein Anspruch in höherem Grade wider besseres Wissen, gegen offenbaren Vertrag und gegen freierliche Verpflichtung gestellt worden, als der Anspruch, den dieser Friedrich II. im Dezember 1740 gegen die arme Maria Theresia erhob?! Pfui, Preuß! Pfui!

III.

Reichsverrätherein des Preußenkönigs. Volksbetrug durch Mißbrauch der Religion. Er allein Anstifter des österreichischen Erbfolgekrieges.

In der vorigen Abtheilung wurde bewiesen, daß der Vorwand, welchen Friedrich II. zu seinem Einbruch in Schlesien wählte, durchaus perfid und ungerecht war. Sehen wir jetzt, durch welche Mittel er der Ungerechtigkeit den Sieg verschafft.

Schon ehe Kaiser Karl VI. die Augen im Tode geschlossen, hatte der Preußenkönig im Geheimen sowohl in

London, als auch beim Franzosenkönige in Paris angefragt, ob man bereit sei, mit ihm nach dem Regierungsantritte Maria Theresien's über Oesterreich herzufallen und dessen Erbländer zu rauben. Damals wollte er die rheinischen Herzogthümer Jülich und Berg zum Vorwande wählen. (Vergl. Oeuvres II. 46. hist. de mon temps.)

Ist dieses preußische Benehmen nicht prachtvoll? Der König, ein Reichsfürst, bettelte an allen Höfen der Reichsfeinde um Beistand zu einem Raubzuge gegen Kaiser und Reich! Aber dieses Mal waren selbst die Reichsfeinde besser als der Hohenzoller. Ueberall wurden seine Lockungen mit Verachtung zurückgewiesen.

Doch aus der Jugendzeit dieses Fürsten wissen wir bereits, daß der „Spitzbube Fritz", wie ihn sein Vater nannte, so leicht keinen schlechten Anschlag aufgab. Als der Kaiser daher gestorben war, erneuerte er seine Aufforderungen. Auch dieses Mal wird er in Paris abgewiesen. Man hat die Erbfolge Maria Theresia's anerkannt und will doch nicht gar so schamlos sein Wort brechen. Da entschließt er sich allein loszubrechen und seine ganze Sorge ist jetzt nur noch darauf gerichtet, sich der Neutralität der großen Mächte zu versichern. Von Frankreich und England fürchtet er nichts; sie sind auch weit entfernt, also weniger gefährlich, desto mehr aber macht ihm Rußland großes Bedenken.

Aber er weiß sich zu helfen. Er hat die Intriguen und Persönlichkeiten am russischen Hofe listig studirt und gefunden, daß er von dort nichts zu fürchten habe, wenn es ihm nur gelinge, den Grafen Münnich für Neutralität zu stimmen. Diesen soll also dessen eigenes Weib und sein Sohn für den Preußenkönig bearbeiten. Der preußische General Winterfeld, des Grafen Schwiegersohn, wird nach Petersburg geschickt, um sie — zu bestechen. Dem Weibe schickte der König einen Diamantenring im Werthe von 6000 Rubel, dem Sohne aber 15.000 Thaler baar und die Schenkung des preußischen Amtes Biegen. Damit waren die Schufte gewonnen und sie sorgten jetzt für das Weitere; Rußland blieb neutral. (Vergl. Preuß: Urkundenb. I. 172.)

Solche Mittel sind also die Leitersprossen preußischer Größe. Jetzt bricht der Preußenkönig auf, unerwartet wie ein Dieb in der Nacht. Um aber die „Mission des Hauses Hohenzollern", die er nach seiner Angabe aus-

zuüben im Begriffe steht, auch in Worten auszudrücken, ruft er beim Auszug aus Berlin dem französischen Gesandten zu: **Je vais, je crois, jouer votre jeu. Si les as me viennent, nous partagerons!** (Preuß: I. 172.)

Wie leuchtet aus diesen Worten doch das „deutsche" preußische Herz hervor! Wir haben 1866 auch etwas erlebt; da rief man ähnliche Worte von Berlin über die Alpen hinüber und suchte unter Aufbietung aller nur käuflichen Banditen den „Stoß in's Herz Oesterreichs zu führen." Doch sowohl damals wie heute gibt es bestochene Volksverführer in unserer Mitte, welche empörende Schandthaten und Vaterlandsverrath als Heldenwerke preisen, und die stumpfsinnige Meute der Mastbürger und s. g. „Gebildeten" heult ihnen die geschichtsfälschenden Phrasen nach aus Leibeskräften. Darin besteht die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts!

Am 16. Dezember 1740 betraten die Truppen des Preußenkönigs Schlesien. Sein Gesandter, den er nach Wien zur Unterhandlung schickte, kam erst zwei Tage später dort an. Schon dieser Umstand beweist, daß der Hohenzoller Krieg um jeden Preis wollte. Natürlich ging Maria Theresia auf das Ansinnen des Räubers, der ihr bereits die Pistole auf die Brust gesetzt hatte, als er schrie: Geld oder Leben, — Schlesien oder Krieg! — nicht ein. Das Gefühl des Rechtes und der guten Sache gab dem Lamme Kraft, dem gierigen Wolfe entschlossen Widerstand zu leisten.

Doch nicht nur am kaiserlichen Hofe zu Wien, sondern in ganz Deutschland, selbst im Auslande und auf dem eigenen Gebiete des Preußenkönigs, herrschte eine unbeschreibliche Entrüstung über dessen Banditenstreich. Damals war das sittliche Bewußtsein des Volkes noch nicht so ganz corrumpirt wie heute, denn damals existirte noch nicht das Heer schlechter, aus preußischen Preßfonds bezahlter Zeitungen, womit man jetzt alle Begriffe von Recht und Wahrheit systematisch verwirrt und fälscht.

Sogar die eigenen Schriften des Königs bieten zahlreiche Anhaltspunkte, um zu erkennen, wie groß die Wuth über diesen reichsverrätherischen Friedensbruch im Volke war. Selbst der Vertraute Friedrich II. und eben so schmutzige „Philosoph" Jordan schreibt ihm dieses offen; doch der König antwortet ihm: „Die Unwissenden sollen niemals Ein-

fluß auf meine Pläne bekommen, sondern nur einzig der Ruhm; ich liebe den Krieg nur um des Ruhmes willen." In der That, echt heidnische und preußische Grundsätze! Also Menschenmorden, Rauben und Mordbrennerei (denn nur aus diesen Dingen besteht der Krieg), sollen Gegenstand des „Ruhmes" sein! Wie lange werden doch die Völker Europas solche **Zertretung ihrer Menschenwürde** noch ertragen, daß Kriege möglich sind?

Um das Volk günstiger für den gemeinen preußischen Raubzug zu stimmen, ergriff der Preußenkönig nun folgendes Mittel: Er befahl allen ausländischen Lumpen, s. g. „Philosophen", die er im Solde hatte, mit größter Ostentation in die Welt hinaus zu schreiben: „Der Krieg gegen Oesterreich sei ein **Religionskrieg**, nur aus frommem Eifer für den Protestantismus sei der König nach Schlesien gezogen, um die dortigen Protestanten vom katholischen Fürstenhause Habsburg zu befreien." Von allen Kanzeln des brandenburgischen Gebietes mußte dieses als heilige Wahrheit dem Volke verkündet und unausgesetzt gepredigt werden; alle Federn, die der König unter seinem Einflusse hatte, mußten es schreiben und „beweisen"; alle preußischen Beamten in Städten und Dörfern es ausrufen.

Und richtig, das Volk war wenigstens theilweise blöde und dumm genug, es zu glauben und die schändliche Lüge nicht zu merken. Nur die **Protestanten in Schlesien selbst**, an der Spitze der ganz protestantische Rath der Landeshauptstadt Breslau, bedankten sich sehr entschieden für die „Befreiung". Denn sie wußten am Besten, wie gerecht und milde sie Oesterreich regierte, wie hoch sie sowohl an Bildung und Cultur jeder Art, als auch an politischer und religiöser Freiheit über den „Unterthanen" des Preußenkönigs standen. Nur durch Täuschung und Ueberrumpelung konnte daher der „Befreier" in ihre Stadt eindringen; nur durch Gewalt sich die Huldigung erzwingen. (Vergl. Oeuvres II. 83.)

Die ungleich tiefer in der Cultur stehenden Pommern und Brandenburger dagegen gingen in die Falle. Bald konnte Jordan seinem Könige schreiben: „Jetzt fleht man in allen Kirchen um den Sieg Ihrer Waffen, denn man glaubt blindlings, die protestantische Religion sei die Ursache des Krie-

ges.“ Und voll Entzücken über den glücklichen Erfolg des **Betruges** fügt der „Philosoph“ bei: „In der That, ein herrlicher Staatsstreich!“

Außer derselben Lüge jenes schwedischen Banditen, der sich 110 Jahre früher schon des gleichen **Betruges** bedient und ebenfalls für einen **gemeinen Raubzug**, wobei er nur Deutschland ausplündern und sich dessen Kaiserkrone stehlen wollte,*) auch die Vertheidigung des Protestantismus zum Vorwande genommen hatte; außer dieser perfiden Handlungsweise Gustav Adolph's hat die ganze deutsche Geschichte kein Beispiel, daß ein Volk von seinem Fürsten schändlicher **betrogen** worden sei, als es sich hier dieser Hohenzoller gegen seine „Unterthanen“ erlaubte.

Denn dieser Friedrich II. war vollendeter Gotteslängner erster Classe. **Jede** Religion erklärt er an zahllosen Stellen seiner Schriften für Aberglauben und Thorheit. Schon lange vorher, ehe er den Thron bestieg, hatte er mit allen positiven Religionsformen gebrochen. Etwas **Gottloseres** und **Gotteslästerischeres** als die Schriften dieses Preußenkönigs ist niemals in Deutschland aus einer Feder geflossen.

Wer sich hierfür den Bewies doppelt und zehnfach zu verschaffen wünscht, lese nur aus des Königs eigenen Schriften: Oeuvres VII. 133 (Avantpropos de l'abregé de l'histoire ecl. de Fleury.) Da nennt dieser elende unsittliche Wicht offen und unzweideutig: Christus „einen Juden aus der Hefe des Volkes von zweifelhaftem Ursprunge;“ das alte Testament „hebräische Abgeschmacktheiten;“ das Christenthum überhaupt „eine Sekte.“ Die Apostel nennt er „zwölf Fanatiker und Betrüger;“ die Christen aber sammt und sonders „Rebellen gegen den Staat,“ welche die alten römischen Tyrannen „mit vollem Rechte als Verbrecher hingerichtet,“ u. s. w.

An einer andern Stelle seiner Schriften (Oeuvr. XXI. p. 201 aus dem Monat Mai 1738) wirft dieser Hohenzoller sogar dem gottlosen Voltaire vor, daß er — Voltaire — noch viel zu viel glaube, und, sich selbst dann eines noch größern Unglaubens rühmend, fährt er fort, nachdem er alle Lehren und Berichte der ganzen heiligen Schrift als „Fabeln“

*) Näheres darüber in meiner demnächst erscheinenden: „Pragmatischen Geschichte des dreißigjährigen Krieges.“

bezeichnet hat, „von denen man nur reden solle, um sie auch als Fabeln zu behandeln“: „Nur auf dem Theater würde ich irgend ein Stück aus der Geschichte dieses angeblichen Erlösers vorzustellen gestatten.“

Daß ein Mensch, der also sogar das ganze Christenthum in der schnödesten Weise verwarf, auch nicht einen Funken von Theilnahme für den Protestantismus hegte, ist selbstverständlich. Er spricht es aber auch wiederholt offen aus, so z. B. Oeuvr. XXI. p. 64 vom 14. Mai 1737, wo er Luther und Calvin als höchst armselige Leute bezeichnet, deren einziges Verdienst darin bestehe, daß sie: (hört, hört!) „**die Fürsten vom Joche der Priester befreit und denselben Gelegenheit geboten hätten, durch die Wegnahme der Kirchengüter ihre Einkünfte zu vermehren.**“

Und dieser Preußenkönig, dem also die ganze Religion eine Fabel ist, der selbst den Protestantismus nur als eine Quelle für zügellosere Tyrannei der Fürsten und eine Gelegenheit zur Befriedigung fürstlicher Raubsucht bezeichnet, **der erröthet nicht, offen und feierlich sein Volk der Art zu betrügen,** daß er demselben seinen ungerechten Raubzug nach Schlesien als einen aus lauter religiösem Eifer für den Protestantismus unternommenen **Religionskrieg** bezeichnet; — ihn als solchen von allen Kanzeln zu predigen und von allen Beamten zu vertheidigen befiehlt! Kann es eine größere Schlechtigkeit geben, als ein solches Verfahren? Pfui, Preuß, pfui!

Doch, deutsches Volk! Du schauderst vor einer so bodenlosen Verworfenheit, und denkst vielleicht, das hätte man ihm aber in unserer „aufgeklärten“ Zeit nimmer geglaubt. Wirklich nicht? Ei, denk' nur an 1866! Welche Sprache haben da die von Preußen bestochenen und bezahlten Zeitungen in Deutschland geführt? Ist von Berlin aus da nicht auch sehr thätig das Gift religiöser Gehässigkeiten offen ausgestreut und gepflegt worden? Denk an 1870. Was haben die bismarckischen Preßbuben aus diesem Kriege gemacht und was machen sie noch heute daraus? Haben sie nicht tausendfach in die Welt geschrieen, in Frankreich den Katholizismus zu bekämpfen, hetzen sie nicht noch täglich gegen die katholische Kirche, gegen Rom? Allerdings geben sie der Sache verstellte Namen, aber damit lassen sich nur solche „gebildete“ Gimpel

täuschen, mit deren Denkkraft es nicht besser bestellt ist als mit jener der Brandenburger und Pommern im Jahre 1740. Ist der ganze Schwindel von „Nationalkirche" etwas anderes, als ein Bestreben, die Staatsomnipotenz sogar auf das religiöse Gebiet auszudehnen, selbst die Gewissen unter die **preußische Herrschsucht** zu knechten, von der bereits dieser selbige Preußenkönig vor mehr als hundert Jahren in der Instruktion für die Erziehung seines Nachfolgers schrieb: „daß sie mit der katholischen Kirche nicht bestehen könne und also stets auf die Unterdrückung der Katholiken bedacht sein müsse." (Oeuvr. IX. 37.) Und was sind die gegen die Concilsbeschlüsse stürmenden s. g. „Männer der deutschen Wissenschaft" anders, als preußische Agenten, die eben dieser Herrschsucht in die Hände arbeiten, um das Volk als blöde Thoren in's Netz zu locken!

Doch das dumme Volk merkt es nicht, daß das Alles nur im Interesse des Despotismus geschieht. Durch die von Preußen bezahlten Zeitungen ist es benebelt; ärger, als mancher Betrunkene, und obgleich die Gesellschaft ihr Spiel bereits so offen trieb, daß in München an der Spitze der ganzen Agitation auch der — — **Oberstaatsanwalt** stand, schreit man dennoch von **Freiheit**; als wenn je Oberstaatsanwälte und Hofbeamten die Männer der Freiheit, und nicht vielmehr ihrer Natur nach schon unbedingt die Werkzeuge der Staatsgewalt **gegen** das Volk und zur Beschränkung seiner Freiheit wären. Aber selbst dieses begreift das Gesindel in Glacehandschuhen nicht einmal mehr, so tief ist es bereits gesunken; rühmt sich aber trotzdem an allen Straßenecken von einem Ende des Landes bis zum andern der „Bildung," „Aufklärung," „Weisheit," „Intelligenz," und eines ganz ungeheuern „Fortschrittes." Doch eben das maßlose Selbstlob unserer Zeit ist an sich schon ein charakteristisches Zeichen ihrer absoluten sittlichen Verkommenheit und wurde schon von den Weisen des Alterthums als das Merkmal vollendeter Thoren erklärt. Diese Leute haben also wahrlich keine Ursache über die stupiden Brandenburger und Pommern vom Jahre 1740 zu lachen; es dürfte vielmehr noch sehr fraglich sein, wer in der That stupider ist, jene, oder diejenigen, welche sich heute dazu hergeben, im Interesse preußischer Herrschsucht und zur Unterdrückung der Freiheit selbst auf dem geistigen Gebiete, blind gegen die katholische Kirche und

für Einsetzung von Polizeipriestern und russisches Popenthum zu wühlen. — — —

Der König stand also mit seinem starken Heere in Schlesien; aber — *er stand allein*. Seine Aufforderungen an alle Reichsfeinde, mit ihm Oesterreich zu theilen, waren überall abgewiesen worden. Die andern Mächte wollten keinen Krieg gegen *Maria Theresia*. So lag das Verhältniß *über vier Monate lang*.

Erst als die Oesterreicher die Unvorsichtigkeit begingen, dem in ihr Land eingedrungenen Räuber und seiner bedeutenden Macht mit einem schwachen Truppentheil, der nur 16 Kanonen den 60 der Preußen entgegen zu stellen hatte, bei Mollwitz am 10. April 1741 eine Schlacht zu liefern, änderte sich die Gestalt der Dinge.

Zwar wären die Preußen trotz ihrer Uebermacht beinahe geschlagen worden, *und dann hätte Deutschland Ruhe und Frieden behalten*. Schon war der König feige vom Schlachtfelde geflohen, weil ihm bereits alles verloren schien, denn die herrliche österreichische Reiterei hatte seine Soldknechte geworfen, einen Theil der Kanonen genommen und gegen die Preußen selbst gerichtet. Erst spät am Abend, als die Oesterreicher ganz erschöpft waren, konnte sich die feindliche Uebermacht geltend machen und sie zum Verlassen des Schlachtfeldes nöthigen.

Der *persönlich auf der Flucht* begriffene Friedrich II. hatte also einen — wenn auch etwas verdächtigen — „*Sieg*" zu verzeichnen, der einzig das persönliche Verdienst des Generals Schwerin war. Die bestochenen preußischen Soldschreiber mußten denselben sofort als einen glänzenden Erfolg ausposaunen und die Lage der Oesterreicher als völlig rettungslos darstellen. Mit diesen Täuschungen giengen neue Aufforderungen an den König von Frankreich, an Sachsen und Bayern Hand in Hand.

Und *erst jetzt* gaben diese Mächte ihm Gehör. Es schien, als würde er sonst durch eigene Kraft schon im Stande sein, die schwache *Maria Theresia* zu vernichten und dann — die Beute, das geraubte Gut, *für sich allein nehmen*. Dieses wollten die übrigen Staaten verhindern; *wenn* Oesterreich getheilt werden sollte, dann wollten sie wenigstens für sich auch ein Stück von den alten Erbländern

des Hauses Habsburg; deßhalb erhoben sie sich jetzt ebenfalls zum Kampfe gegen Maria Theresia.

Ganz unzweifelhaft dagegen steht es geschichtlich fest, daß der schreckliche österreichische Erbfolgekrieg, der nun begann, unterblieben wäre, wenn Friedrich II. Ruhe gehalten und die räuberischen Krallen nicht nach Schlesien ausgestreckt hätte. Ja, selbst wenn noch durch seine Niederlage in der ersten Schlacht seine Gelüste ein schmähliches Ende genommen, würde Europa vollkommen ruhig geblieben sein. Gerade dieses vor Allem beweist, daß nur das wörtliche sowohl wie das thatsächliche Beispiel, Vorgehen und Intriguiren des Preußenkönigs es gewesen, welchem die Welt diesen furchtbaren achtjährigen Kampf zu danken hat. Friedrich II. und er allein, hat den österreichischen Erbfolgekrieg angestiftet. Unausgesetzt hat er alle Mächte gegen Oesterreich aufgewiegelt, bis endlich der Weltbrand in hellen Flammen aufloderte.

Nach der Schlacht von Mollwitz erst schickte Frankreich den Marschall Belle-Isle in's preußische Lager, um mit dem Könige die Theilung Oesterreichs zu verabreden. Doch dessen Ansprüche waren so unverschämt, daß der Gesandte unverrichteter Sache zurückkehrte; denn selbst die Franzosen wollten Oesterreich nicht so viel rauben, als es nach dem Plane des Preußenkönigs geschehen sollte. Und dieser war ein Reichsfürst, mit strengen Pflichten gegen Kaiser und Reich! Als solcher also konspirirte er mit den Reichsfeinden zum Verderben Deutschlands und seines Kaiserhauses, ja forderte förmlich das Ausland zur Einmischung in die Angelegenheiten unseres Vaterlandes auf!

Doch nicht nur das Ausland wurde gegen das alte deutsche Kaiserhaus gehetzt; auch die andern Reichsfürsten suchte Friedrich II. zum Reichsverrathe zu verleiten. Mit Bayern schloß er ein „Bündniß," worin festgesetzt war, daß Schlesien, Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Breisgau von Oesterreich abgerissen werden sollten. Auch Sachsen ließ sich zum Beitritte verleiten, um ein Stück von der Beute zu erhalten.

Zwei Heere Franzosen drangen über den Rhein in Deutschland ein; welch' eine Freude für den hohenzollerschen Reichsfürsten und sein „deutsches" Herz! Nun bekam auch der Kurfürst von Bayern Muth, besetzte Ober-

österreich, nahm sogar Prag, die Hauptstadt von Böhmen, ein. Doch gerade als Maria Theresia rettungslos verloren schien, offenbarte sich die Hülfe des Schicksals, welche Oesterreich schon so oft im Augenblicke der höchsten Noth erfahren hat und hoffentlich auch beim etwaigen nächsten preußischen Angriffe finden wird.

Begeistert erhoben sich die Unterthanen der Kaiserin, Allen voran die Ungarn und die treuen Tyroler. Die Bayern werden binnen sechs Tagen aus Oberösterreich herausgeschlagen, siegreich zog General Bärenklau in München ein. Schon waren die Franzosen bis Prag vorgerückt und standen im Begriffe sich mit dem Anstifter alles Uebels, dem Preußenkönige zu verbinden, da schloß sie Prinz Carl von Lothringen mit einem großen österreichischen Heere in Prag ein und bei Nacht und Nebel mußte sich der französische Marschall mit einem elenden Reste seiner Truppen aus der Stadt und dem Lande schleichen. Der Preußenkönig aber konnte kaum das Feld gegen die Oesterreicher behaupten und war herzlich froh, als die noch immer von allen Seiten bedrängte Maria Theresia, um wenigstens von einem Feinde befreit zu sein, mit ihm Frieden schloß und ihm Schlesien ließ.

Also dadurch hat Preußen das auf die ungerechteste Weise überfallene Schlesien in seinen Besitz gebracht, daß es die Ausländer reichsverrätherisch nach Deutschland gerufen. In den eigenen Schriften des Preußenkönigs findet sich das Bekenntniß (Oeuvr. IX. p. 145), wie dringend er den Bourbonenkönig Ludwig XV. eingeladen, „er möge als Schiedsrichter in Deutschland auftreten und die österreichischen Erbländer vertheilen.“ Kann es eine größere Ehrlosigkeit geben, als ein solches Benehmen von Seiten eines deutschen Reichsfürsten?! Doch — was haben wir 1866 erlebt?!

IV.

Das preußische Heer. Menschenraub im Großen. Behandlung der armen Soldaten.

Ueber keinen Gegenstand damaliger Zeit ist unter den heutigen s. g. „Gebildeten" die Unwissenheit größer, als über die Mittel, mit welchen Friedrich II. seine Pläne verfolgt hat. Daß sein ganzes Streben nur auf Raub und Eroberung gerichtet war, haben wir bereits aus geschichtlichen Thatsachen und des Königs eigenen geschriebenen Worten nachgewiesen; jetzt wollen wir also zeigen, daß die Mittel, welche derselbe zur Erreichung seiner unmoralischen und vaterlandsverrätherischen Absichten angewandt, diesen Absichten vollkommen ebenbürtig, ja, wo möglich noch niederträchtiger waren.

Es ist bekannt, daß der bürgerliche Räuberhauptmann, ehe er anfängt die Landstraßen unsicher zu machen, sich zuvor Waffen zu verschaffen und eine Bande anzuwerben pflegt. Gerade so macht es auch ein fürstlicher oder königlicher Räuber. Den bürgerlichen Räuberhauptmann aber hält man um so gefährlicher, verfolgt ihn um so eifriger und straft ihn um so härter, je größer seine Bande; je vollkommener ihre Ausrüstung ist; je mehr Unternehmungsgeist, Muth, Tapferkeit und Intelligenz er entfaltet und je mehr er „erworben," „annectirt" u. s. w., wie die hochgebildeten Ausdrücke des erhabenen neunzehnten Jahrhunderts lauten, kurz, je mehr „Großthaten" er vollbracht hat. Wären die Völker und ihre Vertreter nun wahrhaft aufgeklärt und vernünftig, so würden sie also in hundertfach höherem Grade jeden fürstlichen und königlichen Räuber auch ebenso als einen Auswurf der Menschheit hassen, verfolgen, mit vereinten Kräften an seiner Bestrafung und Vernichtung arbeiten; denn offenbar ist ein einziger königlicher Räuber viel gefährlicher, mörderischer und thut der Welt mehr Schaden, als alle bürgerlichen Räuber der Erde zusammen. Denn ganz gewiß morden diese alle nicht so viel Menschen in einem ganzen Jahrhundert, als in einem einzigen Eroberungskriege der Raubsucht eines königlichen Räubers zum Opfer fallen; und ebenso gewiß ist die Beute aller

bürgerlichen Banditen innerhalb hundert Jahren nicht so viel werth, als ein einziger fürstlicher Eroberungskrieg kostet. Doch zum Erfassen dieser Logik des gesunden Menschenverstandes waren die Preußen nicht fähig. Daher konnte der „Spitzbube Fritz" ungestört sein Unwesen treiben.

Wir haben bereits gesagt, daß schon unter seinem Vater die „preußische Armee" 83,000 Mann betragen und $^6/_7$ aller Staatseinnahmen verschlungen hatte. Auf 27 Seelen im Lande kam ein Soldat. Diese Zahl vermehrte der neue König aber noch bei weitem. Die Nachbarn und Verwandten mußten ihm Regimenter liefern. Aber auch das reichte ihm nicht. Um noch mehr Soldaten zu bekommen, organisirte er den förmlichen **Menschenraub im Großen.**

Durch dieses Mittel war überhaupt das ganze „preußische Kriegsheer" zusammengebracht. Denn freiwillig ließ sich in diese Folteranstalt kein Mensch, als höchstens irgend ein verlaufener Lump, der gar keine Hoffnung auf eine ordentliche Zukunft mehr hatte, anwerben. Die s. g. „allgemeine Wehrpflicht" war damals von den Fürsten noch nicht erfunden worden, die Armeen bestanden sämmtlich aus „Angeworbenen."

Andere Staaten beschränkten sich nun auf diejenigen Leute, die sich ihnen freiwillig zum Militär meldeten; beim Preuß' aber war das anders. Der König unterhielt bei jedem Regimente eine Anzahl Menschenräuber unter dem Titel „Werber." Diese überfielen plötzlich die Dörfer und Städte, wohin sie gesandt wurden, drangen bei Nacht und Nebel in die Häuser, rissen die gefundenen jungen Männer aus den Betten und schleppten mit Gewalt zur Caserne oder nächsten Militärstation.

Doch nicht nur im eigenen Lande ließ der Preußenkönig Friedrich II. diesen Menschenraub treiben, sondern er sandte seine Banditen auch schaarenweise in die Gebiete der Nachbarn, d. h. schwacher fremder Fürsten. Schon als Kronprinz war sein ganzes Sinnen und Trachten auch auf solche Spitzbübereien gerichtet. Ein merkwürdiges Beispiel führt Preuß an. (Urkundenbuch II. p. 209.) Da findet sich ein Brief Friedrich II. an seinen damals noch lebenden Vater, worin er diesem meldet, daß er in der Nähe von Perleberg im Mecklenburgischen einen Schäferknecht wisse, der 6 Fuß 4 Zoll groß sei. Es sei in der Güte nichts mit ihm zu

machen, aber wenn er die Schafe hüte, sei er allein auf dem Felde. Da könne man ihn durch einige handfeste Unteroffiziere dann leicht aufheben lassen und hierzu bat er um Erlaubniß. Er fügt noch bei, schon einmal habe er die Husaren nach dem Menschen ausgeschickt, aber vergebens. Doch der alte König versagte seinem „Spitzbuben" die Genehmigung hierzu; er wollte keinen Menschenraub.

Desto schwunghafter betrieb genannter „ehrliche Fritz" das Geschäft, als er zur Regierung kam. An allen Hauptverkehrswegen, Brücken, Landstraßen und Grenzstationen lauerten seine Banditen auf junge Männer. Wer ihnen in die Hände fiel, war verloren; da schützte kein Stand und kein Recht, sie nahmen die belgischen Studenten wie die italienischen „Adeligen," den reisenden Kaufmann wie den polnischen Priester und den Handwerksburschen. (Suum cuique!)

Welche gemeine Seeräuberfrechheit dieser gute Preuße dabei an den Tag legte, beweist wohl nichts eclatanter, als daß er sogar eines Tages dem reisenden Kurfürsten und Erzbischofe von Köln, also einem regierenden Reichsfürsten, auflauern ließ, und aus seinem Gefolge alle gesunden Männer, die zum „Dienst" geeignet schienen, ohne Rücksicht ob Priester oder nicht, raubte. Als der Bischof von Lüttich die in sein Gebiet eingedrungenen „königlich preußischen" Menschenräuber verhaften und nach Gebühr bestrafen ließ, fiel ihm sofort der Preußenkönig mit Heeresmacht in's Land und ließ dasselbe völlig ausplündern. Diese letztere Thatsache, die sich bereits im Jahre 1740, also schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritte ereignete, beweist bis zur Evidenz, wie schamlos diejenigen lügen, welche da sagen, es sei durch untergeordnete Werkzeuge oft mehr geschehen, als der König gewollt habe. Nein, das direkte Gegentheil ist der Fall; seine Befehle und sein Wille waren noch weit grausamer, als die ausführenden Diener. Die Bestätigung hierfür werden wir im Laufe dieser Arbeit noch mit zahlreichen Belegen bieten. (Vergl. auch Preuß: Urkundenbuch I. 159 ff., 180 ff., III. 282., ferner Oeuvres XX. p. 203.)

Begreiflich, daß denn auch jeder gesunde junge Mann des Auslandes die preußischen Provinzen wie die Pest floh und mied. Sogar die Einheimischen machten es gerade so, wo sie nur konnten. Aus den Orten an der Grenze oder den Seeplätzen bekam der „ehrliche" König selten einen Rekru-

ten; die hatten sich bereits längst aus dem Staube gemacht, wenn sie kaum den Knabenschuhen entwachsen waren. Besaßen sie kein Vermögen, so ließen sie sich lieber bei der Armee eines fremden Staates anwerben, wo sie doch noch wenigstens menschlich behandelt wurden.

Doch nicht nur rohe Gewalt und feiger Ueberfall wurde von den hohenzollerschen Menschenfängern angewandt, sondern auch des gemeinen Betrugs schämte sich der Preußenkönig nicht; und zwar blieb er demselben treu bis zum Ende seiner Regierung. Hier ein Paar Beispiele:

Als der König Ostfriesland (vergl. O. Klopp: Geschichte von Ostfriesland von 1571—1751 Seite 560 ff.) auf ziemlich spitzbübische Weise an sich gebracht, hatte er den Ständen dieses Landes ausdrücklich versprochen, daß dessen Bewohner militärfrei und von keinen Werbern belästigt sein sollten. Im Winter 1778 gebot er trotzdem plötzlich, der Bezirk der frühern Grafschaft Tecklenburg habe 1265 Trainknechte zu liefern, jedoch durch „freiwillige Werbung." Aber zur „freiwilligen Werbung" meldete sich kein Mensch, so verhaßt war schon damals das preußische Militärwesen. Da erhielten im Geheimen die Vögte und Schergen Befehl vom Könige, mitten in der Nacht alle dienstfähigen Leute ihrer Gemeinden in den Betten aufzugreifen, fortzuschleppen und einzuliefern. So hielt der Preußenkönig sein Wort! (Vergl. Holsche: Beschreibung der Grafschaft Tecklenburg p. 143.)

Bald darauf ließ derselbe „König" in ganz Ostfriesland bekannt machen: die Domänenkammer zu Aurich suche Arbeiter für hohen Lohn auf die königlichen Güter im Lande; wer Lust habe, solle sich am 6. April in Emden einfinden. Der gebotene Lohn war wirklich hoch, also erschienen am bestimmten Tage über 600 Mann. Vorläufig hielt man sie hin, gab ihnen Häuser zur Wohnung, sowie den nöthigen Unterhalt. Ein Paar Tage später aber kamen plötzlich Soldaten in Emden an, umringten zur Nachtzeit die Häuser, worin die Arbeiter lagen, rissen sie aus den Betten und schleppten sie auf den Casernenhof. Hier wurden sie sofort untersucht, etwa dreihundert diensttauglich befunden, diese in Schiffe gepackt und unter Bedeckung von Soldaten abgeführt. So hielt (wir wiederholen es) der „Spitzbube Fritz" sein königliches Wort! Ist dieses Verfahren des „Landesherrn" nicht noch niederträchtiger wie das fremder Sklavenhändler, welche die

Leute in ihren Wohnungen überfallen und fortschleppen? (Vergl. Wiarda Geschichte von Ostfriesland IX. 151.)

Dieses war überhaupt die eigene Taktik des Königs, die er so ziemlich überall anwandte. Im Jahre 1778 befiehlt er unter dem 4. und 18. Februar allen Obersten der schlesischen Regimenter: „Um Rekruten zu bekommen, solle man die Leute unter den günstigsten Lohnofferten mit dem Vorwande herbeilocken, daß sie an der Festung Brieg arbeiten sollten.“ Habe man sie erst in der Festung, dann solle man über sie herfallen und sie zu Soldaten machen.“ Also geschah es denn auch. Ist das vielleicht ehrlich königlich-preußisch? Und das berichtet selbst ein Lobredner des Königs! (Vergl. Preuß: Urkundenbuch IV. 207—208 3. u. 4.)

Auf diese Weise wurde das „herrliche Kriegsheer“ zusammengebracht; jetzt wollen wir auch erzählen, durch welche Mittel es zusammen gehalten wurde. Daß die gewaltsam und widerrechtlich geraubten Leute einer Sache dienten, welche sie haßten, und sich für ihren größten Feind in den Tod treiben ließen, dazu mußte eine unbeschreiblich barbarische Militärdisziplin helfen. Stockprügel zu 50, 100 und mehreren Hundert waren bei der Behandlung der preußischen Soldaten gerade so an der Tagesordnung, wie das Fluchen. Mit Stockprügeln wurden sie einexerzirt; mit Stockprügeln jedes auch das kleinste Vergehen bestraft. Dabei litten sie an Allem Mangel, Nahrung und Kleidung waren schlecht und ungenügend; nur an Stockhieben hatten sie Ueberfluß.

Eine solche Behandlung mußte natürlich vollends die armen Schlachtopfer der Menschenräuberei zur Verzweiflung treiben. Die Sterblichkeit in der Armee war denn auch wahrhaft entsetzlich. Tausende, die gesund und kräftig herbeigeschleppt worden waren, starben bereits in den ersten Monaten aus Gram und Kummer, oder an den Folgen der Mißhandlungen aller Art. Desertionen kamen täglich vor; wer sich nur irgend vorspiegeln konnte, daß ihm das Weglaufen gelingen könne, der machte von seinem natürlichen Menschenrechte Gebrauch und lief weg. Wehe diesen Unglücklichen aber, wenn sie wieder eingefangen wurden, was oft der Fall war, wenn der Garnisonsort nicht in der Nähe der Grenze lag. Dann mußten sie Spießruthen laufen. Dieses preußische Spießruthenlaufen, welches ganz gewöhnlich und auch noch für viele andere Vergehen üblich war, verdient eine

nähere Beleuchtung; denn es charakterisirt höchst treffend den Fürsten, der es anwenden ließ.

Dreihundert Soldaten, selten weniger, standen sich in zwei Reihen gegenüber und bildeten eine 6 bis 7 Fuß breite Gasse; alle waren mit $^6/_4$ Ellen langen und $^1/_2$ bis $^3/_4$ Zoll dicken Haselstöcken bewaffnet. Durch diese Gasse mußte nun der Verurtheilte mit entblößtem Körper ganz langsam drei bis sechs Mal, oft aber noch mehr hindurchgehen, wobei ihm die Hände auf der Brust zusammengebunden waren und ein ihn führender Unteroffizier dafür sorgte, daß er nicht zu schnelle Schritte machen konnte. Rechts und links erhielt er allemal von jedem der aufgestellten Soldaten einen kräftigen Hieb, also bei sechsmaligem Durchgange, was das Gewöhnliche war, $6 \times 300 = 1800$ Hiebe auf den entblößten Körper. Dieser wurde dabei natürlich furchtbar zerfleischt, doch darauf nahm man nicht im Geringsten Rücksicht, vielmehr wurden die Soldaten, welche nicht mit voller Kraft zuschlugen, hernach noch selbst geprügelt, um nur ja sicher zu sein, daß Jeder den Unglücklichen auf's Heftigste schlug. War dieser zuletzt durch Blutverlust so entkräftet, daß er nicht mehr gehen konnte, so wurde er auf einen Bund Stroh gebunden und ihm die noch fehlenden Hiebe liegend gegeben, indem man die Soldaten reihenweise an ihm vorbei ziehen ließ. Viele starben unter der Qual; alle aber, die sie erdulden mußten, wurden mindestens zu Krüppeln geschlagen, die erst nach monatelangen Leiden das Lazareth zu verlassen im Stande waren.

Und dieses Spießruthenlaufen war gewissermaßen an der Tagesordnung unter der Regierung dieses Preußenkönigs. Oft ließ er sogar noch durch persönlichen Befehl einen „Schuldigen" statt sechsmal, sogar 12- und 24mal durch 300 Mann laufen; mit der Beifügung, wenn derselbe dem Tode nahe sei, solle man den noch übrigen Theil der Strafe aussetzen, bis der Mann etwas geheilt worden und dann vom Neuen wieder anfangen. Die Unterbrechung solle so oft wiederholt werden, als nöthig sei, damit nur Keiner sterbe, ehe er seine volle „Strafe" empfangen. So dauerten die Leiden Mancher also Jahre lang!

Kein Wunder, daß daher die Selbstmorde in der preußischen Armee sehr häufig waren. Wie hätte es auch anders sein können; sind sie es ja dort auch noch heute, ob-

gleich die immer noch sehr harte Disciplin gegen früher um Vieles gemildert und die Stockprügel auf die Zahl von 40 Stück für Soldaten der II. Classe beschränkt sind. Auch kam es oft vor, daß Unglückliche, welche von den hohenzoller'schen Menschenräubern überrascht und fortgeschleppt wurden, sich sofort selbst verstümmelten, um sich nur für die Folteranstalt des preußischen Militärdienstes untauglich zu machen. Gegen solche wüthete der „König" dann besonders grausam. Ein aktenmäßig constatirtes Beispiel dieser Art soll hier eine Stelle finden, um über den Charakter des „Spitzbuben Fritz" auch in dieser Hinsicht volle Aufklärung zu bieten.

Der Pole Marufski war auch in der bekannten widerrechtlichen Weise geraubt und seiner Familie entrissen worden, um zum preußischen Soldaten gemacht zu werden. Aus Melancholie über das ihm bevorstehende Schicksal hieb er sich, als er alle Wege zur Flucht versperrt fand, selbst die zwei vordersten Finger der rechten Hand ab. Man warf ihn in strengen Arrest auf Latten und meldete den Fall dem „Könige" und dieser diktirte „der Kerl soll 24mal Spießruthen laufen und wenn er dann noch lebt, zwei Jahre lang zur Festungsarbeit verurtheilt sein." (Wörtlich zu finden bei Preuß: IV. 334.)

24mal Spießruthen laufen durch 300 Mann! d. h. also, der Arme sollte bei Jahre langer Qual langsam zu Tode gemartert werden; denn $24 \times 300 = 7200$ Stockhiebe konnte er offenbar nicht überleben. Da aber allemal, wenn er dem Tode nahe war, die Execution unterbrochen werden mußte, um dann, nachdem der zerfleischte Körper des unglücklichen Opfers etwas geheilt worden, mit desto größerer Grausamkeit wieder fortgesetzt werden zu können, so befahl also das Urtheil eine langsame Peinigung bis zum Tode.

Das fühlten auch Alle. Selbst die übermüthigen pommer'schen und märkischen Junker empfanden Mitleid mit dem Unglücklichen. Derselbe hatte noch einen alten 80jährigen Vater. Dieser opferte sein ganzes Vermögen, um einen Mann zu finden, der sich dem Moloch preußischer Tyrannei als Opfer zum „Soldaten" bieten ließ, um sein Kind damit auszulösen. Die Offiziere waren geneigt, den Tausch anzunehmen und der Regimentsoberst du Moulin schrieb am 4. April 1744 von Glogau aus an den König und bat um die Genehmigung.

Doch dieser „König" Friedrich II. verweigerte dieselbe; das Urtheil mußte in seiner vollen Schärfe ausgeführt, und der unglückliche Marufski, der gar nichts gethan hatte, was vom Standpunkte des strengen Rechts einer solchen Behandlung auch nur entfernt schuldig gewesen wäre, langsam zu Tode gemartert werden! — (Vergl. Preuß: IV. 334.)

Das ist der König, den eine bestochene Classe von Ehrlosen und deren unwissende Nachäffer den „Großen" nennen! Möge jeder unbefangene Mann urtheilen, ob wohl je ein Despot des Alterthums die Grausamkeit und Verachtung der Menschenrechte so weit getrieben hat, als dieser Hohenzoller, sowohl in der Art und Weise, wie er seine Räuberbande zusammenbrachte, als in den Mitteln, wodurch er sie zusammenhielt! Daß der wahre Charakter seines „Heeres" nach dem Gebrauche, den er davon machte, in der That nichts anderes als der einer wirklichen Räuberbande war, wird übrigens auch der folgende Abschnitt wieder zeigen.

V.

Der Preußenkönig fürchtet, Elsaß möchte wieder zu Deutschland kommen. Seine Maßregeln, es den Franzosen zu erhalten.

Als Friedrich II. auszog, um Schlesien zu rauben, hatte er, wie in Abtheilung III. bereits erwähnt wurde, dem französischen Gesandten zugerufen: Je vais, je crois, jouer votre jeu. Si les as me viennet, nous partagerons! (Preuß I. 172.)

Seine Reichsverräthereien und Bemühungen entzündeten sodann den schrecklichen österreichischen Erbfolgekrieg und brachten zwei Heere Franzosen in das Herz von Deutschland. Dann aber hatte er die Bedrängniß des Kaiserhauses benutzt, um Frieden zu schließen und sich von der unglücklichen Maria Theresia ganz Schlesien abtreten lassen.

Dieses war im Juni 1742 geschehen. Maria Theresia wandte jetzt alle ihre Kräfte gegen die übrigen Reichsfeinde; England war mit ihr verbündet. Die Franzosen wurden aus Böhmen herausgeschlagen, der Rest in Prag belagert, wo endlich nur Wenige durch nächtliche Flucht sich retten konnten. Der mit dem Bourbonenkönige verbündete Kurfürst von Bayern mußte ebenfalls fliehen, die Oesterreicher besetzten sein Land. Vergebens sandte der Bourbone neue Heere, welche Anfangs die Oesterreicher zurückdrängten; bei Braunau kam es zur Schlacht und glänzend war der Sieg der kaiserlichen Armee, Bayern fiel auf's Neue in ihre Hände. Auch Sachsen trat jetzt auf Oesterreichs Seite.

Im Jahre 1743 stieg das Glück der Kaiserin noch höher. Eine englisch-hannover'sche Armee, die ihr zu Hülfe heranrückte, schlug die Franzosen bei Dettingen am Main. Der Kriegsschauplatz wurde jetzt völlig an den Rhein verlegt und im Jahre 1744 ging der Herzog Karl von Lothringen mit der ganzen Macht der Oesterreicher über den Strom, drang ins Elsaß ein, um dieses Land den Franzosen wieder zu entreißen.

Doch da kam plötzlich die Nachricht, daß der hohenzollersche „Spitzbube Fritz" den Frieden gebrochen, *ohne Kriegserklärung* mit 100.000 Mann Sachsen überfallen habe und in Böhmen eingerückt sei.

Es steht außer allem Zweifel, daß ohne diese Schandthat des Preußenkönigs bereits damals Elsaß und Lothringen von Oesterreich zurückerobert worden wären; denn die österreichischen Heere waren auf allen Punkten siegreich, die Macht des Bourbonenkönigs zur Gegenwehr durchaus unzureichend, durch erlittene Niederlagen zerrüttet und entmuthigt und von absolut unfähigen Generalen geführt. *Preußen* und nur *Preußen*, ja sein berühmtestes Haupt war es, welches *in Diensten des Reichsfeindes* damals das ungeheure Verbrechen an Deutschland und seinem alten ehrwürdigen Kaiserhause beging, den Wiedergewinn dieser deutschen Länder zu hintertreiben.

Doch nicht nur *thatsächlich*, sondern auch *bewußt* und *mit aller Ueberlegung*. Seine eigenen Briefe und insbesondere auch die Geschichte des Krieges, welche dieser Preußenkönig selbst geschrieben hat, beweisen es. Er bekennt da, er habe 1742 Frieden gemacht, weil sein Schatz erschöpft

gewesen, jetzt aber habe er wieder die Mittel zum Kriege für zwei Jahre gesammelt. Bevor er losbrach, theilt er seinen Ministern das Vorhaben mit. Alle mißbilligen dasselbe. Er vertheidigt sich auf ihre Gegengründe und bemerkt (von seiner eigenen Hand geschrieben): „Was anders reizt Maria Theresia, die Franzosen mit so vieler Hitze in die Enge zu treiben, als die Hoffnung, Elsaß und Lothringen wieder zu erobern. Das dürfen wir nicht geschehen lassen." (Vergl. Dehm IV. 194. sodann besonders Oeuvres III. 29 ff. 34 ff.) — Jetzt frage ich: Welcher deutsche Mann, der noch ein deutsches freies Herz in der Brust hat, kann solche Worte lesen, ohne dem reichsverrätherischen Preußenkönige zu fluchen und die Lumpen zu verachten, die einen so ehrlosen Wicht als den „Großen" zu preisen sich nicht schämen? Kein bürgerlicher Räuber hat je so sein Vaterland verrathen! Es ändert an dieser Schandthat nicht das Geringste, daß Preußen in unseren Tagen den Franzosen Elsaß entrissen hat. Denn wohlbemerkt, **nicht** im deutschen, sondern nur im **eigenen hohenzoller'schen Hausinteresse** hat es dieses gethan; das weiß jeder vernünftige Mensch, nur ein bestochener bismarck'scher Preßbube könnte es läugnen. Preußen hat jetzt den Franzosen das Elsaß genommen, um es **für sich** zu nehmen, zu **diesem Zwecke** würde es ihnen auch der „Spitzbube Fritz" gerne genommen haben, wenn er gekonnt hätte. Würde Preußen im letzten Kriege aus gerechten Gefühlen haben handeln wollen, so hätte es einfach nach geschlossenem Frieden Elsaß und den eroberten Theil von Lothringen dem Kaiser von Oesterreich zur Verfügung stellen müssen, denn **diesem** gehören sie rechtmäßig, es sind alte Erbländer des Hauses Habsburg. Doch wir wissen ja, wie die „ehrliche" preußische Politik auch 1866 wieder mit Napoleon intriguirte und sich sogar mit dem italienischen Banditen Garibaldi verband, um „den Stoß in's Herz Oesterreichs zu führen," wie man von Berlin nach Florenz schrieb.

Gleich den Hyänen des dreißigjährigen Krieges schloß der Preußenkönig ein Bündniß mit den Franzosen und Schweden. Dieser Verderber unseres Vaterlandes, der kurz vorher protestirt hatte, als der König von England sein Heer zum Schutze der Kaiserin in Deutschland landen ließ, „weil keine fremden Truppen den deutschen Boden betreten

dürften," der verlangte jetzt von den Schweden, mit einer Armee in Deutschland einzubrechen und es zu verwüsten. Das Gleiche forderte er von den Franzosen, die sich seinen Plänen gemäß auf Hannover stürzen sollten. (Zu finden Oeuvres III. 38 ff. ff.)

Doch das ist noch nicht Alles. In seinen Abmachungen mit den Reichsfeinden findet sich sogar die Bestimmung, daß kein Frieden geschlossen werden dürfe, bis Oesterreich vernichtet sei und der Spitzbube Fritz **Böhmen** erhalten habe. (Oeuvres III. 38.) Vorwände hat er diesesmal keine. Wie der Straßenräuber, der mit der Mordwaffe in der Hand dem arglosen Wanderer sein Eigenthum nimmt, keinen Rechtstitel bedarf, so auch dieser Preuße nicht. Er will das alte österreichische Erbland Böhmen und mit hunderttausend Mann bricht er in dasselbe ein, um es zu nehmen, das ist sein Rechtstitel. Der einzige Grund, den seine Schriften anführen, ist der, um den Franzosen am Rhein Luft zu machen und zu verhindern, daß Elsaß und Lothringen wieder zu Deutschland komme. Und einen solchen Reichsverräther, der selbst bekennt, daß er im Interesse der Reichsfeinde gegen das deutsche Kaiserhaus kämpft, nennen „deutsche Professoren" den „Großen!" Pfui, Schande über solches Gelichter!

Aber es kommt noch schöner. Um nur ja seinen Plan durchzusetzen, daß er Böhmen bekömmt und die Franzosen Elsaß und Lothringen behalten, verschmäht er kein Mittel. Er setzt sich sogar mit **den schlechten Dirnen** des französischen Königs, vor Allem mit der verworfenen Chateauroux in Verbindung, und diese sind seine Sachwalter und Agenten am französischen Hofe zum Verderben des deutschen Reiches! Nicht wahr, es ist doch ein erhabenes Ding, die Würde dieses hohenzollerisch-preußischen Königs?! Auch hierfür enthalten seine eigenen Schriften den Beweis. (Oeuvres III. 38—44 und weiter III. 49.) — Da lese und läugne, wer es vermag!

Ja, das eigene Geschichtswerk des Preußenkönigs bekennt wiederholt, er sei nur in Böhmen eingerückt, um Maria Theresia zu zwingen, ihre Truppen aus dem Elsaß zurückzuziehen. Auch seine Ankündigung nach Paris sagt: „Am 17. August breche er los mit 100.000 Mann

zum Vortheile der Franzosen im Elsaß.“ Daran schließen sich dann die dringendsten Aufforderungen an die Franzosen, jetzt ihrerseits das Heer Maria Theresias am Rheine zu vernichten und in Deutschland einzubrechen.

Doch selbst die Dienste der so sehr von Berlin aus in Anspruch genommenen schlechten Dirnen führen in Paris nicht zum Ziel. Man versprach dem Spitzbuben Fritz viel, hielt aber glücklicher Weise wenig. Die französische Kriegsführung war und blieb eine lahme.

Eben so wenig hatte der Preußenkönig selbst Glück auf seinem Raubzuge nach Böhmen. Er nahm seinen Weg durch Sachsen; er wollte den Fürsten dieses Landes auch zum Reichsverrathe und zum Ueberfall der Kaiserin zwingen; oder, wenn möglich, dasselbe ebenfalls rauben; jedenfalls aber sollten ihm die Sachsen die Kosten des Durchzugs durch ihr Land bezahlen. Doch der Kurfürst von Sachsen ließ sich nicht verführen, er bezeichnete die Handlungsweise des Preußenkönigs als das, was sie war, als Raub und Reichsverrath, und protestirte. Dieser dagegen erließ eine Proklamation an's deutsche Volk, worin er verkündete, „er ziehe ja nur für die Freiheit Deutschlands aus.“ Für die Freiheit Deutschlands! während er in seinen Schriften die oben angeführten Geständnisse macht, daß er im Interesse der Reichsfeinde zum gemeinen Raube und zum Verderben des Vaterlandes ausrückt! In der That, man muß gestehen, der Preuße ist nie um einen schönen Grund dem Volke gegenüber verlegen, aber an diesem eclatanten Beispiele möge das deutsche Volk erkennen, was preußische Worte und Versicherungen im Lichte geschichtlicher Thatsachen werth sind.

Auch in Böhmen ging es dem „Spitzbuben Fritz“ nicht nach Wunsch. Weil seine Soldaten überall ärger als die Türken hausten, wohin sie nur kamen, so floh das Volk in Verzweiflung und verbarg sich mit seinen Lebensmitteln in Wäldern und Schluchten, während der Preußenkönig und seine Räuberbande die Dörfer leer fanden. Auch leisteten die Bewohner des Landes in löblichem patriotischen Eifer den Truppen der Kaiserin jeglichen Beistand, und so kam es denn, daß die Preußen, denen ein Transport nach dem andern aufgefangen wurde, trotz aller Räubereien vor Mangel und Elend jeder Art wie die Mücken hinfielen. Und da zudem noch

Tausende und aber Tausende von ihnen die günstige Gelegenheit benutzten und zu den Oesterreichern desertirten, so schmolz das große Heer zusammen, wie der Schnee an der Sonne!

Es half dem Preußenkönige nichts, daß er Prag eingenommen; die starke österreichische Armee aus dem Elsaß wandte sich jetzt nach Böhmen und die eingedrungenen Räuber mußten mit schwerem Verlust über das Gebirge fliehen. Den Vortheil des preußischen Ueberfalles eigneten sich allein die Franzosen zu, die jetzt wieder vorrückten, und der Bayer, welcher mit ihnen verbündet war, und, als die Kaiserlichen sich nach Böhmen zogen, seine Hauptstadt München auf kurze Frist wieder einnahm.

Auch der Feldzug des Jahres 1745 begann mit ungünstigen Aussichten für den „Spitzbuben Fritz." Er wendet sich abermals an die Reichsfeinde, um sie zum Angriffe gegen Maria Theresia und das deutsche Reich aufzureizen. Er beschwört den französischen König bittend und flehend um Hülfe, mit der Versicherung, daß er ja nur in seinem Interesse den Krieg begonnen habe, um ihm das Elsaß zu retten. „**Pour sauver l'Alsace**" lauten abermals seine eigenen Worte, die er nach Paris schrieb. (Oeuvr. III. 82) Was sagst du dazu, deutsches Volk?

Doch es hilft ihm Alles nicht, er kann sich mit den Franzosen nicht völlig verständigen. Er, der herrliche hohenzoller'sche Reichsfürst, verlangt nämlich so dringend, die Franzosen sollen mit starker Macht mitten in Deutschland einbrechen, (natürlich um à la 1866 „Oesterreich in's Herz zu treffen,") aber gerade dieses wollen sie nicht. Sie wollen nur an ihrer Gränze Eroberungen machen und deshalb in den österreichischen Niederlanden den Krieg führen. Damit aber war dem Preußenkönige wenig gedient. Dessen Verdruß wurde vollständig, als der beschränkte Kurfürst von Bayern — den seine Umtriebe verleitet hatten, sich zum „deutschen Kaiser" als preußisch-französische Puppe herzugeben, während der Franzosenkönig ihn gleichzeitig mit der Krönung zum Hohn unseres Vaterlandes zu seinem Generallieutenant ernannte, — starb, und darauf Franz, der Gemahl Maria Theresiens, zum deutschen Kaiser gewählt wurde.

Schon einige Monate vorher, ehe letzteres geschah, hatten die Oesterreicher mehrere Festungen in Schlesien genommen und einen bedeutenden Theil des Landes besetzt. Die Franzosen

dagegen thaten noch immer nichts Rechtes. Welch' ein Schmerz für das „deutsche" Herz des „Preußenkönigs!" Als der bayrische Kurfürst starb, hatte der Preuße seine Bitten in Paris verdoppelt und den Franzosenkönig aufgefordert, sich mit seiner Armee um Frankfurt herum zu legen, um die deutsche Kaiserwahl zu beherrschen! Ja, der ehrliche Hohenzoller hatte sogar förmlich dem Franzosen einen Kriegsplan ausgearbeitet, und dem Franzosenkönige mit der Aufreizung zur Ausführung übersandt, der diesen in den Stand setzte, sich so nach verschiedenen Richtungen in Deutschland auszubreiten, daß er alle Reichskreise beherrscht haben würde, und „nach seinem Belieben die deutsche Kaiserwahl entweder ganz verhindern, oder nach seinem Willen lenken könne," wie der Spitzbube Fritz selbst beifügte! — Hat je ein Mensch ärger sein Vaterland verrathen, als dieser Preußenkönig?

Was würde wohl das Schicksal des deutschen Reiches gewesen sein, wenn Frankreich die Absichten und Wünsche des Hohenzoller befolgt und zu ihrer Realisirung die geeigenten Feldherren gefunden hätte?! Doch was fragte der Preuße nach dem Wohl und Wehe Deutschlands, wenn er nur für sich eine Provinz rauben konnte! Um diesen Preis war ihm Alles feil und jedem Reichsfeinde reichte er die Hand zum Bunde.

Glücklicher Weise aber waren die Franzosen damals nicht in der Lage, sich die preußische Nichtswürdigkeit ausreichend zu Nutzen zu machen. Am Hofe in Paris beherrschten die schlechten Dirnen des Königs Alles, sie leiteten auch die Politik und wählten für das Heer die Generale, d. h. machten ihre Günstlinge dazu. Letztere, denen natürlich nach dem damaligen „Zeitgeiste" wieder an Schwelgerei und Ueppigkeit aller Art mehr gelegen war, als an dem ihnen anvertrauten Kriegsheere, erwiesen sich dann in der Regel nicht als sehr gefährlich, und die Oesterreicher hatten mit ihnen leichtes Spiel, zum bittern Aerger des Preußenkönigs.

So kam es denn, daß dieser meistens auf seine eigenen Kräfte beschränkt blieb. Auch Sachsen hielt treu zu Maria Theresia. Der „Spitzbube Fritz" machte nun ganz verzweifelte Anstrengungen, denn es handelte sich für ihn schon lange nicht mehr um weitere Eroberungen, dazu war

alle Aussicht geschwunden; sondern nur darum, ob er überhaupt Schlesien behalten werde. Und dieses stand sehr in Frage. Selbst nachdem er über die beklagenswerthe Unfähigkeit der österreichischen Generale zwei Siege erfochten, die übrigens bei beiderseitig fast gleichen Verlusten ihm wenig Nutzen brachten und die kaiserlichen Heere keineswegs lähmten, war seine Lage wenig gebessert. Trotz seiner „Siege" mußte er sich zurückziehen, da man ihm alle Lebensmittel-Zufuhren abschnitt. Die Oesterreicher und Sachsen bereiteten dagegen einen großen Offensivstoß vor, der den reichsverrätherischen Ruhestörer mit einem Schlage unschädlich zu machen bestimmt war. Die vereinigten Armeen sollten direkt auf Berlin losgehen und die kleine Räuberbande des Spitzbuben Fritz erdrücken. Der Plan bot alle Aussichten des Gelingens, wurde aber leider durch einige Schufte — (da gleich und gleich stets zusammen zu halten pflegt) — dem Preußenkönige verrathen, der darauf sofort alle seine Kräfte zusammenraffte, die Sachsen mit Uebermacht anfiel und besiegte, ehe sie sich mit den Oesterreichern vereinigen konnten.

Dieses Unglück entschied den Krieg. Die Preußen raubten in Sachsen gerade wie die Schweden hundert Jahre früher und verwüsteten das arme Land. Die edle Maria Theresia aber wollte ihren Bundesgenossen nicht um ihrer Sache willen leiden lassen und bewilligte daher dem Preußen den Frieden, den dieser wegen seiner Erschöpfung herbei sehnte. Doch von Eroberung war keine Rede, er mußte froh sein, daß er einfach Schlesien behalten durfte.

Bezeichnend aber ist, wie sich der „Spitzbube Fritz" gegen den Franzosenkönig rechtfertigte, als dieser ihn darüber zur Rede stellte, daß er ihm ja sein Wort und seine Schwüre gebrochen, wonach er sich heilig und theuer verpflichtet, nicht einseitig mit Oesterreich Frieden zu schließen. „Er habe den Krieg unternommen, um den Franzosen Elsaß zu retten; da aber jetzt keine österreichischen Truppen mehr im Elsaß ständen, dieses also für Frankreich thatsächlich gerettet sei, so habe er seine „Verpflichtung" erfüllt." Also antwortete der Hohenzoller und beschloß so den Krieg wie er ihn begonnen mit dem Bekenntnisse seiner reichsverrätherischen Gesinnung. Möge das deutsche Volk dieses so lehrreiche

Ereigniß nicht vergessen; selten tritt die wahre Preußennatur so deutlich an's Licht, als im s. g. „zweiten schlesischen Kriege." Nach diesem Maßstabe wird Vieles verständlich, „vielleicht" auch das Benehmen Preußens 1859.

VI.

Friedrich II. einziger Urheber des siebenjährigen Krieges. Erneuerter Reichsverrath. Er will die Türken auf Deutschland hetzen. Preußische Kriegsführung.

Den zweiten schlesischen Krieg hatte der „Spitzbube Fritz" beendigen müssen, nicht nur weil seine Armee zerrüttet, sondern auch weil seine Kasse erschöpft war. Er hatte im Dezember 1745 nur noch 15.000 Thaler baar, und scheint von da an den Entschluß gefaßt zu haben, seine Vorbereitungen auf breiterer Grundlage zu treffen, ehe er einen neuen Raubzug wage.

Zuerst mußte er sehen, daß seine lieben Verbündeten, die Franzosen, die nach seinen Wünschen, Oesterreich hätten vernichten sollen, am Schlusse des österreichischen Erbfolgekrieges völlig leer ausgingen. Es war dieses seit Jahrhunderten das erste Mal; Maria Theresia bewies viel mehr männliche Thatkraft, als mancher ihrer Vorfahren, und so rettete sie bis auf Schlesien alle ihre Erbländer. Welch' ein Verdruß für das preußische Königsherz!

Die Vorbereitungen, die der „Spitzbube Fritz" zum neuen Kriege traf, waren eben so perfid als rechtswidrig. Zunächst richtete er sein ganzes Streben darauf, die Bande, welche das deutsche Reich zusammenhielten, immer mehr zu lockern; und namentlich die unglücklichen Bewohner der Gebiete, welche er beherrschte, dem Reiche völlig zu entfremden. Ein wichtiger Schritt in dieser Hinsicht war, daß er denselben jede Appellation an die Reichsgerichte verbot. Diese That des Preußenkönigs war eine offene Revolution, eine Art Hochverrath, gegen Kaiser und Reich.

Die Provinzen des Preußenkönigs waren Theile des deutschen Reiches, dessen Gebieter der Kaiser war; der Preußenkönig dagegen war nichts als ein untergeordneter Vasall. Indem er also den Unterthanen des deutschen Kaisers, denen er als Vasall zunächst vorstand, die Appellation an den Kaiser und die Reichsgerichte verbot, griff er in die Majestätsrechte des Kaisers ein.

Doch an diesen Gewaltstreich schloß sich bald ein anderer an. Bis dahin war in allen Kirchen Deutschlands von der Ostsee bis zu den Alpen, von Polens Grenze bis zu den Vogesen, jeden Sonntag für den Kaiser gebetet worden. Dieses war höchst wichtig für das Bewußtsein des Volkes; es wurde dadurch jeden Sonntag daran erinnert, daß es dem großen deutschen Reiche angehöre; daß der deutsche Kaiser, und nicht der Landesfürst, sein oberster Herr sei. Nachdem der „Spitzbube Fritz" dem Kaiser und dem Reiche schon so viel gestohlen, stahl er ihnen jetzt auch noch das Kirchengebet. Doch nach seiner Gewohnheit höchst listig und vorsichtig so recht nach Spitzbubenart.

Unter'm 24. Mai 1750 erließ der Preußenkönig den betreffenden Befehl an den Minister v. Dankelmann. Zuerst mußten die Geistlichen auf dem Lande in der Mark das Kirchengebet für den Kaiser allmählig unterlassen, dann erging dieselbe Weisung an diejenigen der übrigen Provinzen; und als die Bauern auf den Dörfern sich bereits daran gewöhnt hatten, kam man auch zuletzt an die Städte. Auf diese Weise verschwand der Kaiser allmählig aus dem Herzen des Volkes, welches das Unglück hatte, diesen Hohenzollern seinen Herrn zu nennen; und da die „königlichen Beamten" nicht verfehlten, bei jeder Gelegenheit Haß und Mißtrauen gegen das Kaiserhaus auszustreuen, so wurde künstlich der fluchwürdige Gegensatz geschaffen, der den Brandenburger und Pommer den Oesterreicher als seinen Feind betrachten lehrt. Vorher hatte sich ganz Deutschland eins gefühlt, man wußte von keinem s. g. „Dualismus", erst der Spitzbube Fritz schuf reichsverrätherisch dieses Ungeheuer, welches unserem Vaterlande schon so viel Blut, Elend und Thränen gekostet hat und Gott weiß wie viel noch kosten wird. (Vergl. Preuß I, 487.)

Durch Erpressungen aller Art, wovon in der nächsten Abtheilung ausführlich die Rede sein wird, füllte sich der Kriegsschatz des Preußenkönigs bald wieder reichlicher als je

zuvor. In dem Maße, als er Geld aufhäufte, dachte er auch wieder an neue Raubzüge. Dieses Mal will er Oesterreich ganz gewiß vernichten. In Verbindung mit den Türken will er das deutsche Kaiserhaus überfallen und seine Länder verwüsten; er, der hohenzoller'sche Reichsfürst! Seit dem Jahre 1753, also bereits seit drei Jahren, ehe der siebenjährige Krieg begann, bettelte er in Constantinopel um ein Bündniß mit dem türkischen Sultan und forderte diesen auf, von Südosten in die österreichischen Staaten einzubrechen, während er von Norden dieselben zu überfallen sich erbot. Also zu lesen in den eigenen Schriften des Königs Oeuvres XXVI. 296. Das war preußische Ehrlichkeit gegen Deutschland!

Schon allein diese Unterhandlung mit den Türken, von denen der Preußenkönig im Jahre 1756 mit Zuversicht eine entscheidende That erwartete, würde eclatant beweisen, wer bereits in Voraus die Absicht gefaßt hatte, den Frieden zu brechen und also den schrecklichen siebenjährigen Krieg verschuldet. Doch dieser Beweise gibt es noch viel mehr. Unter allen aber ist der unwiderleglichste die bereits im Jahre 1755, als außer ihm noch Niemand in Deutschland an einen neuen Krieg dachte, neben dem angesammelten großen Schatze von vielen Millionen, begonnene ungeheure Münzfälschung. (Vergleiche darüber Preuß II. 389.) Damit sind zugleich die Geschichtsfälscher entlarvt, die sich nicht schämen zu behaupten, erst die Noth habe im Verlaufe des Krieges den König zu diesem abscheulichen Spitzbubenstreiche getrieben. Nein, nicht die Noth trieb ihn, sondern nur sein hoher Grad von Schlechtigkeit. Im Jahre 1755, als er die ersten Verträge mit den Juden Moses Gumpertz, Moses Isaak und Daniel Itzig schloß, nachdem er vorher schon mit Anderen unterhandelt, war noch gar keine Noth vorhanden; die Cassen des Preußenkönigs waren gefüllt, er hatte Credit überall; an allen Grenzen des Landes herrschte tiefer Friede. Und doch schloß der König also damals schon Verträge, um seine Mittel noch durch falsches Geld zu vermehren, und jeden Mann im ganzen Lande zu betrügen, denn dieses geschah durch das falsche Geld!

Mögen uns die Volksbetrüger einmal sagen, warum der „Spitzbube Fritz" dieses schon im Jahre 1755 that, wenn nicht offenbar in der auch dem blödesten Auge erkenn-

baren Absicht, im nächsten Jahre den furchtbaren Krieg zu beginnen, den er auch wirklich begann; und — weil dieser Krieg damals schon bei ihm beschlossen war! Der Beweis für diese Thatsache, der in der im Jahre 1755 begonnenen Münzfälschung liegt, ist ganz unwiderleglich. Ist er aber dieses, dann ist eben so evident constatirt, was die Literaten und Professoren für Lumpen sind, welche trotzdem noch immer diesen Preußenkönig als den Angegriffenen darstellen und die Schuld und Verantwortung des entsetzlichen siebenjährigen Krieges auf Andere schieben. (Vergl. Preuß: II. 389.)

Mit der finanziellen Vorbereitung ging die militärische Hand in Hand. Es ist geschichtlich unbestrittene Thatsache, daß Oesterreich selbst Ende 1756, als der Preuße in Sachsen einbrach, noch nicht gerüstet war; und eben dieses ist die Ursache des Unterganges der sächsischen Armee, welche ebenfalls vom Preußenkönige beinahe im völligen Friedenszustande überrascht wurde. Der Preußenkönig dagegen war längst vollkommen bereit und in jeder Beziehung schlagfertig; auch dieses sagt wieder sehr verständlich, wer den Krieg wollte, und wer ihn freventlich herbeiführte.

Gestützt auf seine allseitige Bereitschaft schritt also jetzt der Hohenzoller zur Ausführung. Als die ersten Schritte zu letzterer geschahen, gerieth selbst in der Umgebung des Königs Alles in Entsetzen und Unwillen. Sogar seine beiden Brüder Wilhelm und Heinrich theilten diese Stimmung, mißbilligten den Plan und schrieben dem genannten „Spitzbuben Fritz" die Schuld des Krieges zu, in den er Deutschland zu stürzen im Begriffe stand. Auch diese gewiß bezeichnende Thatsache findet ihre Bestätigung in den eigenen Schriften des Königs. (Oeuvres XXVI. 112. 203.)

Doch derselbe hörte nicht das Wort der ehrlichen Brüder. Nur die Generale Schwerin, Retzow und Winterfeld berief er zu sich und theilte ihnen seinen Entschluß mit. Schwerin und Retzow mißbilligten das Vorhaben und riethen ab, nur der gewohnheitsmäßige Schmeichler Winterfeld stimmte zu. Doch die Berathung war überhaupt nur eine leere Fiktion; der „Spitzbube Fritz" war entschlossen zu handeln und er that es. (Vergl. Dehm IV. 216.)

Vor Allem drängt sich da die Frage auf, welche Absicht den Hohenzollern bei seinem ungerechten Vorgehen wohl

geleitet habe? Nicht nur, daß er überhaupt **rauben** wollte, ist evident, sondern seine hinterlassenen Schriften geben auch über das Objekt, das er sich auserwählt, vollen Aufschluß. Es war das Kurfürstenthum Sachsen, welches er denn auch gerade wie 1744 wieder zuerst überfiel. In einer Weisung für seinen Nachfolger, worin er diesem gewissermaßen in Form eines Testamentes das zu thun anbefiehlt, was er nicht habe ausführen können, schreibt der „Spitzbube Fritz": „die sächsischen Staaten zu erwerben sei eine Lebensaufgabe für Preußen; so lange man die nicht habe, könne jeder Feind ohne Hinderniß nach Berlin vordringen. Um diesen unerläßlich nothwendigen Besitz aber zu erlangen, sei das Geeignetste, Böhmen und Mähren zu erobern und dann diese Länder gegen Sachsen auszutauschen." Also zu lesen Oeuvres IX. 183. ff., wo sich noch mehr ähnliche Enthüllungen finden.

Nach dieser Aufklärung begreift man sofort die ganze Verfahrungsweise des Preußenkönigs. Es galt der Realisirung des obigen Gedankens; er wollte absolut Sachsen rauben. Schon sein Losbrechen im Jahre 1744 war von dieser Absicht geleitet, deshalb trachtete er damals so sehr nach Böhmen, er wollte es ja „austauschen gegen Sachsen" nach seinen eigenen Worten. Jetzt versuchte er zum zweitenmale, was damals nicht gelungen war; und zwar dieses Mal gar klug und vorsichtig.

Die Geschichtsfälscher haben den Hohenzoller als bedroht dargestellt. Das gerade Gegentheil ist der Fall. Er suchte den Krieg. Um Vorwände zu erhalten, hatte der Spitzbube sogar einen sächsischen Kanzlisten und einen österreichischen Gesandtschafts-Sekretär in seinem Solde. Schurken aller Art hat er überhaupt sein ganzes Leben lang benutzt, so viele er deren nur erhaschen konnte, und ihnen verdankt er den größten Theil seiner Erfolge. Diese beiden Schurken verriethen ihm meineidig die Verhandlungen und politischen Geheimnisse ihrer Regierung. Doch daraus konnte der Preuße nichts machen, seine Vermuthungen bestätigten sich nicht. Alles, was er erfuhr, wußte er auch ohnehin; nämlich, daß man ihn überall verachtete und herzlich bedauerte, daß man ihn so mächtig habe werden lassen. Ein Abkommen aber, ihn wieder klein zu machen, bestand nicht. Selbst der preußische Minister Herzberg, der auf Befehl des Königs zuerst diese

Behauptung fälschlich aufstellte, hat dieselbe später widerrufen. Aber sogar dieser Widerruf competenter Stelle hindert die geschichtsfälschenden Professoren keineswegs, immer wieder mit der alten Lüge zu kommen, Oesterreich habe eine Theilung des preußischen Landes mit seinen Verbündeten verabredet gehabt. (Vergl. Oeuvres XXVI. 112. 203.)

Daß dieses in der Wirklichkeit auch nicht entfernt der Fall war, daß vielmehr der Preußenkönig als der einzige Friedensstörer und Urheber des siebenjährigen Krieges anzusehen ist, folgt außer dem Gesagten aber auch noch sonnenklar aus der diplomatischen Entwickelung der Dinge, wie sie dem Kriege unmittelbar vorher ging. Wir wollen diese kurz aus urkundlicher Quelle, nämlich wieder aus den eigenen Schriften des Preußenkönigs, beweisen:

Ende 1755 und Anfangs 1756 erhoben sich Differenzen zwischen Frankreich und England. Der Streit betraf ihre Besitzungen in Nordamerika. Zur eigentlichen Kriegserklärung kam es übrigens vorläufig noch nicht. Obgleich der Konflikt Deutschland auch nicht im Geringsten anging, so suchte doch jede der beiden Mächte den Preußenkönig zum Bundesgenossen zu erhalten: England, damit er ihm sein Kurfürstenthum Hannover gegen etwaige Angriffe der Franzosen schütze; — Frankreich dagegen, damit er in dessen Interesse über Hannover herfalle.

Bezeichnend ist die Begründung, welche Frankreich seiner Aufforderung an den Hohenzoller beifügte. Nachdem der Wunsch ausgesprochen war, der Preuße möge Frankreich gegen Hannover beistehen, heißt es weiter: „Es gibt dabei etwas zu plündern. Der Schatz des englischen Königs dort ist gut gefüllt; der preußische König braucht ihn nur wegzunehmen, und thut daran einen guten Fang." So berichtet letzterer (Oeuvres IV. 29.) selbst, daß die Einladung Frankreichs an ihn gelautet habe.

Dieses zeigt aber in wahrhaft ergötzlicher Weise, als was die übrigen europäischen Mächte und Fürsten den „Spitzbuben Fritz" ansahen und behandelten. Offenbar hatten sie keine bessere Meinung von ihm als sein eigener Vater gehabt hatte, der ihn bekanntlich schon als Kind nur den „Spitzbuben" nannte. Denn das ist unbestreitbar, in solcher Weise spricht man nicht zu einem ehrlichen Manne, sondern nur zu einem anerkannten Straßenräuber, dem kein

anderer Beweggrund maßgebend ist, als eben der „gute Fang“ und das „Plündern.“ Es ist nicht zu übersehen, der König von Frankreich, der also durch seinen Minister an den Preußenkönig schreiben ließ, sprach zu ihm als vertrauter langjähriger Freund, keineswegs als Feind; er gedachte ihm vielmehr damit einen Gefallen zu thun; er wünschte, daß der Hohenzoller sich auf Hannover stürzen möge; und um dieses zu erreichen, erkennt er als das sicherste Mittel, letzterem Aussicht auf Raub und Plünderung vorzuspiegeln. Also dadurch glaubte Frankreich den Preußenkönig am Sichersten in Bewegung setzen zu können! Nun ja, der Franzose mußte es wissen; er kannte ja seinen langjährigen Verbündeten bereits aus vielseitiger Erfahrung. Doch in den Augen der richtenden Geschichte ist dieses Zeugniß aus Freundesmunde mehr als charakteristisch für den gepriesenen Helden des Preußenthums.

Die Franzosen rechneten bestimmt auf den Beistand des Königs gegen England; hatte ja doch dieser herrliche hohenzoller'sche Reichsfürst, ihnen bereits längst und wiederholt versichert: „er wolle für sie an die Stelle der Schweden treten und ihnen besser dienen, als diese es je gethan.“ (Zu finden in Flassan: diplomatie française. Paris 1811. tom. V. p. 228.) Aber wann hätte sich der gute Fritz je um gegebene Zusagen gekümmert! Er berechnete Vortheil und Nachtheil gegen einander und fand, daß es ihm mehr Geld eintragen würde, wenn er den Engländern helfe. Und dieses that er denn auch. Schon am 16. Januar 1756 schloß er das Bündniß mit England. Hatte er ja doch im Sinne, über Oesterreich herzufallen, und dazu war es nöthig, den Rücken frei zu haben, also mit den Engländern auf freundschaftlichem Fuße zu stehen. Diese Erwägung war entscheidend beim Preußen. (Vergl. Schlosser: II. 294. u. 29.)

Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, brach er im August 1756 in Sachsen ein. Niemand war auf solchen Ueberfall gefaßt. Die ungerüsteten sächsischen Truppen zogen sich rasch ohne Gepäck und Lebensmittel in ein festes Lager bei Pirna zurück. Ihrer waren kaum 17.000, während die preußische Armee, die in ihr Vaterland eingedrungen, 80.000 Mann zählte. Da war es kein Wunder, daß der Preußen-

könig ohne Widerstand in kurzer Frist ganz Sachsen besetzen und das Lager bei Pirna einschließen konnte.

Ein eclatanter Beleg dafür, wie wenig Maria Theresia ihrerseits an einen Angriff dachte, ist gewiß, daß sie, als die Nachricht von dem preußischen Friedensbruche ankam, nicht einmal ein hinreichendes Heer zur Verfügung hatte, um die armen Sachsen zu befreien. Aus diesem Grunde ging denn auch das Treffen bei Lowositz verloren, und die sächsische Armee mußte sich nach Ertragung unsäglicher Entbehrungen am 14. Oktober 1756 ergeben. Von 17.000 waren nur noch 14.000 übrig. Hier bewies der Preuße sofort durch die That, wie sicher er das sächsische Land bereits in den Krallen zu haben glaubte und als seinen Besitz betrachtete: er erklärte die 14.000 Sachsen nicht etwa für Kriegsgefangene, sondern als preußische Soldaten; zwang sie, ihm den Eid zu leisten und steckte sie unter seine Truppen. Und doch waren diese Leute alle dem Kurfürsten von Sachsen, ihrem rechtmäßigen Landesherrn, eidlich verpflichtet, gegen welchen sie jetzt in Diensten ihres Todfeindes kämpfen sollten. Glücklicher Weise hatten aber diese Soldaten mehr Ehre als der „Spitzbube Fritz", statt Nutzen thaten sie demselben Abbruch, wo sie nur konnten, und bei der ersten besten Gelegenheit desertirten sie zu Tausenden und zogen ihrem Fürsten nach, oder gingen zu den Oesterreichern.

Selbst damals, im Herbste des Jahres 1756, bestand noch keine allgemeine Verbindung gegen den Preußenkönig, obgleich derselbe bereits seit drei Monaten den Krieg muthwillig eröffnet hatte. Dieses bekennen seine eigenen Briefe. Er hoffte immer noch, Frankreich für sich zu gewinnen, oder diesen Staat wie auch Rußland zur Neutralität zu bewegen. Am 15. November 1756 schrieb er dem General Winterfeld: „Die Franzosen wollen Oesterreich nicht helfen und die Russen auch nicht." Und nachdem er weitere Berichte seiner Agenten erhalten, meldet er demselben abermals mit Brief vom 7. Dezember: „Von Rußland habe ich nichts zu besorgen." Dasselbe bestätigt er mit Brief vom 9. Dezember an Winterfeld. Welch' eine Schlechtigkeit gehört also dazu, zu behaupten, der Preußenkönig sei durch ein wider ihn bestehendes Complott Oesterreichs, Frankreichs und Rußlands zum Kriege veranlaßt worden, während er selbst schriftlich in seinen vertrauten Briefen bekennt,

daß nicht nur nicht zur Zeit, als er wirklich losbrach, sondern auch noch drei volle Monate nachher keine Verbindung jener Staaten wider ihn bestand! (Vergl. Preuß: Urkundenbuch V. 21.)

Die Haupthoffnung des Spitzbuben Fritz beruhte aber auf den **Türken.** Während er selbst in Sachsen einbrach, glaubte er in Folge seiner Unterhandlungen mit dem Sultan gewiß sein zu dürfen, daß gleichzeitig die Türken von Südosten her in Oesterreich einbrechen würden. Doch da sieht er sich enttäuscht; die Türken erwiesen sich viel rechtschaffener, als der hohenzoller'sche „Reichsfürst". Sie verletzten Oesterreich nicht. Bei Empfang dieser Nachricht ist der ehrliche Preuße wie vom Schlage getroffen, und verzweifelt meldet er seinem Aufhetzer Winterfeld am 23. Dezember 1756: **„Ich glaube an kein Glück mehr, denn auf die Türken kann ich nicht sicher rechnen."**

Versteh' es deutsches Volk: **Auf die Türken!** Auf diese setzte also der Preußenkönig sein Vertrauen gegen Kaiser und Reich! **An diese** verrieth er unser Vaterland! Die **Türken** sollten nach seiner Absicht Oesterreich und Deutschland verheeren und deren Bewohner in die Sklaverei schleppen, nur, damit der Preuße deutschen Fürsten ihre alten Erbländer nehmen und Sachsen und Böhmen rauben könne! **Durch solche Mittel ist Preußen groß geworden!** Wer ehrlos genug ist, sich vor einer solchen Größe zu beugen, mag es thun! Pfui!

Sogar noch am 19. Januar 1757 schrieb der Preußenkönig und zwar ebenfalls an Winterfeld: „Wenn die Franzosen auch etwas thun, so wird es doch nur langsam und zu spät geschehen." Sodann ferner am 27. Januar 1757: „In Rußland sind die besten Aussichten: von dort ist nichts zu befürchten." Erst am 18. Februar 1757, also erst, nachdem er bereits seit einem vollen halben Jahre den Krieg begonnen hatte und in Sachsen stand, erfuhr der Hohenzoller, daß die Russen sich wirklich in Bewegung setzten.

So ist es also ganz unwiderleglich geschichtlich constatirt, daß gerade so muthwillig, wie der erste und zweite schlesische Krieg vom Preußenkönige Friedrich II. angestiftet worden waren, auch die ganze Schuld und Verantwortung des siebenjährigen Krieges einzig auf ihn und sein Ge-

lichter fällt! Es war seinerseits auch nicht entfernt ein Vertheidigungskampf, sondern ein **Raubkrieg** der gemeinsten Sorte. Böhmen und Sachsen wollte er erobern. Mit Absicht und Berechnung hatte er diesen entsetzlichen Krieg vorbereitet. Alles, was der perfideste Reichsverrath nur ersinnen kann, bot der Preußenkönig auf; nicht nur die christlichen Reichsfeinde, sogar auch die **Türken** sollen ihm dienen gegen Kaiser und Reich. Ueberall bettelt er um Bündnisse; kein Mittel ist ihm zu schlecht. Daß seine Absichten sich nicht erfüllten, daß die Türken ruhig blieben und Frankreich und Rußland sich an Oesterreich zur Vertheidigung der gerechten Sache anschlossen, geschah erst viel später und lag außer aller Erwägung des Hohenzollern. Als er losbrach, dachte er daran auch nicht entfernt; er glaubte vielmehr ganz sicher zu sein, daß er nur mit Oesterreich und Sachsen allein zu thun habe, welche er ungerüstet überraschte, während er sich zugleich noch fest überzeugt hielt, daß gleichzeitig die Türken den Oesterreichern in den Rücken fallen würden.

Dieses ist die evidente geschichtliche Wahrheit und selbst nach den hinterlassenen eigenen Schriften und Briefen des Königs absolut unbestreitbar. Die bestochenen preußischen Soldschreiber auf den Professorenstühlen sind hiermit **herausgefordert**, es zu widerlegen, wenn sie können; aber nur an der Hand der Thatsachen und Dokumente, nicht mit leeren Phrasen, die nichts beweisen und womit sie nur das Volk betrügen! —

Jetzt begann also das Morden der Schlachten mit allen Greueln des Krieges wieder. Wir werden es nicht ausführlich beschreiben. Es ekelt uns an, als des Christen, des Menschen und des Volkes unwürdig. So lange die Bewohner Europas noch auf einer so tiefen Kulturstufe stehen, daß sie jubeln über das Elend, den Mord und die Verstümmelung von Tausenden ihrer Brüder, und das einen „Sieg" nennen: — so lange sie noch thatsächlich eine zweifache Moral annehmen, eine andere für den Fürsten und eine andere für das Volk, und einen gekrönten Banditen und Mordbrenner verehren, während sie den bürgerlichen Straßenräuber in's Zuchthaus sperren: — so lange ist es mit der ganzen gepriesenen Aufklärung, Civilisation und Bildung noch nicht weit her!

Wir anerkennen keinen Unterschied zwischen einem königlichen und einem bürgerlichen Diebe, Betrüger, Räuber und Mörder. Wir erachten jeden Fürsten, der einen **ungerechten** Krieg anfängt, als den größten Verbrecher des Landes; und er gilt uns keineswegs als gerechtfertigt, wenn er seine Absicht erreicht und „siegt", eben so wenig wie der bürgerliche Spitzbube gerechtfertigt ist, wenn er seine Beute heimgetragen hat, ohne daß er ertappt wurde. Zwischen Beiden besteht absolut **kein** Unterschied; moralisch wie rechtlich ist das Verhältniß völlig gleich; derjenige, der einen Krieg **verschuldet**, verdient als Pest und Auswurf der Menschheit sofort vom eigenen Volke schon gerichtet zu werden. Denn die „Unterthanen" der andern Fürsten sind unsere christlichen Brüder; sie wollen und brauchen zu ihrem bürgerlichen Wohle so wenig einen Krieg als wir; wir haben weder ein Recht noch eine Ursache, sie zu morden.

Ein Krieg kann nur erlaubt sein zur Vernichtung eines eingedrungenen Räubers, als **Nothwehr**, zur **Vertheidigung**. In diesem Zustande befände sich z. B. Oesterreich dem neuen preußischen „Reiche" gegenüber, falls jemals irgend ein Preuße über kurz oder lang die Krallen nach den deutschen Provinzen Oesterreichs ausstrecken sollte. **Dann** wäre Oesterreich natürlich berechtigt und verpflichtet, in Verbindung mit allen Freunden des Rechtes und der Wahrheit in Europa rücksichtslos den Verzweiflungskampf für seine Existenz zu eröffnen. —

Wir beschränken uns darauf, nur kurz die Mittel anzudeuten, durch welche es dem „Preußenkönige" gelungen ist, aus dem siebenjährigen Kampfe seine Existenz zu retten. Auch hier ist keineswegs Alles Gold, was glänzt. Wer seine vertrauten Briefe liest, der hört bald auf, seine angebliche „Standhaftigkeit" zu bewundern, sondern der wird ihn nur noch verachten.

Er begann den Krieg im Zustande absoluter Ueberlegenheit über seine Gegner, denn er war in jeder Hinsicht vorbereitet, während diese ungerüstet überrascht wurden. Daher die Erfolge in Sachsen und im Jahre 1756 überhaupt. Im Feldzuge des nächsten Jahres bei Prag waren die beiderseitigen Streitkräfte fast gleich, die Oesterreicher aber in offenbarem Nachtheile, weil sie einem unfähigen Führer, dem Herzog Karl von Lothringen, anvertraut waren.

Da war der Sieg des Preußenkönigs, den er übrigens nur durch rücksichtslose Aufopferung seines mit Stock und Spießruthenlaufen in beständige Angst versetzten Kanonenfutters erzwang, wahrlich keine Großthat. Die Oesterreicher verloren auch im Gegensatze zu den Preußen durch ihre „Niederlage" keineswegs viel. Prag bot dem Heere einen sichern Ruhepunkt.

Auf dem Schlachtfelde erwies sich der „Spitzbube Fritz" ebenso als **Tyrann**, in dessen Brust kein menschliches Herz schlug, wie in der Kaserne und bei den Regierungsgeschäften. Mit der Beleidigung: „Hat Er Furcht?" hatte er in der Schlacht bei Prag seinen besten Feldherrn, den General v. Schwerin, in den Tod gehetzt. (Menzel: Geschichte d. D. Band IV. Seite 174.)

Bezeichnend ist in dieser Hinsicht auch die Schlacht von Kolin. Der Feldmarschall Daun, welcher das rücksichtslose und blutige Gebahren des Preußenkönigs wohl kannte, wollte seine Truppen schonen und gab ihnen deshalb vortreffliche gesicherte Stellungen auf Hügeln, die mit Verschanzungen und zahlreichem Geschütz versehen waren. Kein General oder Fürst, dem noch ein Funke von Gefühl für seine Soldaten übrig geblieben, hätte einen direkten Angriff auf eine solche Stellung gewagt. Doch nicht so der Preußenkönig. Seine Truppen mußten heran, geradenwegs auf die steilen Höhen los, unter die österreichischen Kanonen, die denn auch ausgezeichnet ihre Schuldigkeit thaten, und den Regimentern der feindlichen Räuberbande ohne besondere Mühe das Lebenslicht ausbliesen. Schon war das Feld weit und breit mit preußischen Leichen bedeckt; selbst dem bekannten Schinder Moritz von Dessau wurde es zu arg, er machte dem König Vorstellungen über eine solch' barbarische nutzlose Menschenschlächterei; doch dieser, der niemals für bessere Einflüsse empfänglich war, riß den Degen aus der Scheide und setzte ihn dem Fürsten mit der Frage auf die Brust: „ob er gehorchen wolle?" Dann sprengte der edle hohenzoller'sche Landesvater auch noch wüthend unter die letzten Trümmer seiner Garde-Regimenter und brüllte sie an: „**Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?!**" und zum dritten Male trieb er sie unter die österreichischen Batterien, wo sie den Tod fanden, wie mit Gewißheit vorauszusehen gewesen war. Der österreichische Feldherr dagegen handelte

als Vater seiner Soldaten, er ließ die Preußen ruhig gegen die Felsen stürmen und hielt die eigenen Truppen zurück, bis jene „genug hatten"; dann aber brach die österreichische und sächsische Kavallerie in die Reste der hohenzoller'schen Knechte ein und hieb sie ohne Schonung nieder. Ueber die Hälfte der preußischen Armee wurde hier vernichtet.

Mit Schande mußte der „Spitzbube Fritz" jetzt aus Böhmen fliehen und hätte es den österreichischen Heerführern nicht an Geist und Talent gefehlt, sie würden wahrscheinlich damals schon durch nachdrückliche Verfolgung ihres Sieges den Krieg haben beendigen können. Leider aber geschah es nicht. An diesem Beispiele kann man übrigens ganz treffend erkennen, wie der Preußenkönig Schlachten zu liefern pflegte, und wie seine Gegner wider ihn verfuhren. Alle seine Kämpfe gleichen sich wie ein Ei dem andern. Eine furchtbar grausame Militärdisciplin machte seine Soldaten zum völlig willenlosen Kanonenfutter, dessen er sich mit der größten Rücksichtslosigkeit bediente. Durchaus einerlei war es ihm, wie viel Menschen eine Schlacht kostete, wenn er nur „siegte"; die Regimenter mußten stürmen, so lange Leben in ihnen war. Wie auf den Feldern von Kolin, so war es überall.

Hätten die Oesterreicher einen einzigen wirklich tüchtigen General gehabt, nur z. B. so einen Marschall, wie sie später aus der Schule Napoleons I. hervorgingen, etwa Davoust, den **Herzog von Auerstädt**, so wären sie mit dem Hohenzoller schnell fertig gewesen. Wiederholt hatten sie sein Schicksal völlig in der Hand; nur die Unfähigkeit ihrer Heerführer hat ihn gerettet. Ein Ney, Davoust, Suchet, Soult oder Massena wäre ganz gewiß schon bei Lowositz nicht zurückgegangen, und hätte noch viel weniger nach der Niederlage bei Kolin den Preußenkönig und sein Heer ungeschoren aus Böhmen heraus über das Gebirge gelassen. Ein solcher Feldherr hätte ohne Zweifel auch die Schlacht bei Leuthen nicht verloren; überhaupt dem Preußen nach der ersten verlorenen Schlacht gar keine Zeit zur Erholung gegönnt; auch bei Hochkirch sich nicht mit halber Arbeit begnügt, und sich eben so wenig bei Torgau den bereits gewonnenen Sieg aus reiner Zaghaftigkeit wieder entschlüpfen lassen, während doch mehr als 20.000 preußische Leichen auf dem

Schlachtfelde lagen. Und dieser Gelegenheiten noch so viele! Daher ist es geschichtliche Thatsache, was wir jetzt aussprechen:

Wo Friedrich II. eine Schlacht gewonnen hat, da ist es einzig geschehen durch rücksichtslose Verachtung des Blutes seiner Soldaten. Er wußte dafür zu sorgen, daß die „Hunde" nicht ewig lebten. Und daß er Oesterreich gegenüber nur überhaupt seine Existenz aus dem siebenjährigen Kriege gerettet, verdankt er lediglich dem Umstande, daß die unfähigen und saumseligen kaiserlichen Generale ihm nicht den Todesstoß gaben, wo es ihre Pflicht gewesen wäre. —

In noch viel höherm Grade gilt aber alles dieses von den Verbündeten Oesterreichs. Allen diesen war es gar nicht darum zu thun, den Preußenkönig zum Vortheile Deutschlands zu vernichten. Sie wollten ihn zwar zügeln, damit er **ihnen** nicht zu mächtig und lästig werde, aber sie wollten ihn eben so angelegentlich doch noch immer stark genug lassen, um durch ihn das Gift der Uneinigkeit und des Reichsverraths in Deutschland zu erhalten. Sowohl Frankreich als Rußland wollten sich seiner auch ferner als Werkzeug zum Verderben des deutschen Reiches und besonders gegen Oesterreich bedienen, daher hüteten sie sich wohl, ihn gar zu sehr zu schwächen.

Die Russen hätten bereits im ersten Kriegsjahre, namentlich sofort nach der Schlacht von Kolin das ganze s. g. „Königreich Preußen" mit aller Bequemlichkeit besetzen können, wenn sie rasch und kräftig auf Berlin losgegangen wären, anstatt sich stets nur auf die Grenzprovinz zu beschränken. Noch in viel höherm Grade stand Preußens Schicksal nach der Schlacht von Kunersdorf, und ebenso in den Jahren 1760 und 1761 in ihrer Gewalt; aber — **sie wollten nicht.** Dieselbe Bewandtniß hatte es mit der perfiden Kriegsführung der Schweden.

Da war es denn allerdings für den Hohenzollern keineswegs so schwer, sich zu halten, als es gewöhnlich dargestellt wird. Auch von besonderer Standhaftigkeit und wahrer Geistesgröße ist bei genauem Quellenstudium in dem Benehmen des Preußenkönigs Nichts zu entdecken, sehr zahlreich sind aber die Beweise **vom Gegentheil.** Wie er bei seinem ersten räuberischen Ausfall in der Schlacht bei

Mollwitz feige vom Schlachtfelde geflohen war, so trug er den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch stets das **Giftpulver** in der Tasche, um sofort zum Selbstmord zu schreiten, sobald er irgend wie persönlich in Gefahr komme. Und vollends seine vertrauten Briefe aus jener Zeit sind angefüllt mit Aeußerungen der äußersten Kleinmüthigkeit, und wenn ihn noch etwas aufrecht erhielt, so war es einzig die Hoffnung auf das Gelingen der schmählichen Intriguen und Reichsverräthereien, die er immerfort anzettelte und womit er sich unausgesetzt beschäftigte. Nur einige bezeichnende Punkte wollen wir in diesem Betreff noch anführen.

Im Sommer des Jahres 1757 bekennt der „Spitzbube Fritz" in einem Briefe an seine Schwester in Bayreuth, (Oeuvres XXVII. 1. 293.), daß er selbst damals noch nicht wußte, welche Absichten Oesterreich und Frankreich gegen ihn hätten. Denn er spricht ihr in demselben Briefe seine Ueberzeugung aus, daß er gar nicht denken könne, daß es den Franzosen wirklich Ernst sei, ihn mit Nachdruck zu bekriegen, da ja deren Interesse es erfordere, ihn gegen des Haus Oesterreich zu benutzen. Deshalb solle also seine Schwester beim französischen Hofe für ihn vermitteln, den Franzosen sagen: „wie warme Begeisterung er für sie hege und wie gerne er ihnen in Allem zu dienen bereit sei, um ihr Interesse gegen Oesterreich und Deutschland zu vertheidigen." Um das Ziel sicher zu erreichen, beauftragt der herrliche Preußenkönig seine saubere Schwester ferner noch, sich bei ihren Bemühungen vor Allem zur Ehre seiner Königskrone **an die schlechte Dirne** des französischen Königs, **die berüchtigte Pompadour** zu wenden, **dieser** eine halbe Million Thaler und selbst noch mehr als Belohnung zu bieten, falls sie mit ihrem Einflusse seine schmählichen Ränke unterstützen wolle!! Ja, der Hohenzoller schreibt dem verworfenen Weibe in Paris **selbst** einen Brief und **empfiehlt sich seiner Gnade!** Was doch die „Würde" eines Preußenkönigs nicht Alles schon erforderte! (Vergl. Oeuvr. XVI. 343.)

Hand in Hand mit diesen Intriguen ging denn auch das eben so „deutsche" Benehmen des echten Preußen in der Schlacht bei Roßbach, wo er seinen Truppen befahl, die Franzosen nicht zu verfolgen, sondern nach Kräften zu schonen, dagegen aber die deutsche Reichsarmee so sehr nur möglich

zusammen zu hauen. Demgemäß schickten die preußischen Husaren gefangene Franzosen denn auch freiwillig zurück. (Vergl. Preuß: II. 97. und Oeuvr. XXVII. 1. p. 310.) Was doch Haus Hohenzollern da für ein deutsches Herz hatte.

Neben den Umtrieben am französischen Hofe wurden die Unterhandlungen mit den **Türken** fortgesetzt. Man kann mit voller Wahrheit sagen, daß es die Lieblingsidee Friedrich II sein ganzes Leben hindurch gewesen ist, **durch die Türken** Oesterreich und Deutschland verwüsten zu sehen, um dann als ihr Bundesgenosse sich Sachsen und Böhmen zu rauben. Namentlich in seinen vertrauten Briefen an seine Schwester spielt die Hoffnung auf die Türken eine gar wichtige Rolle. Ja, sogar an den **Chan der Tataren** wendet sich dieser hohenzoller'sche Erz-Reichsverräther! Ganz entzückt schreibt er im Jahre 1762: „Schon sendet der Chan der Tataren 26.000 Mann voraus nach Ungarn, um selbst mit 100.000 Mann zu folgen. Auch die Türken werden kommen!" (Oeuvres XXVI. 247.) **Durch Türken und Tataren** wollte also der Preußenkönig unser altes deutsches Kaiserhaus bedrängen, **nur damit er dessen Erbländer rauben könne!** Hat die deutsche Erde wohl je einen ärgern Reichsverräther getragen, als diesen Preußen?! Darum Fluch und Schande seinem Andenken!

Zum Schluß dieser Abtheilung müssen wir nochmals der ungeheuern Geschichtsfälschung gedenken, die über alle diese Ereignisse sogar bis auf die Angabe der Heeresstärke in den verschiedenen Kämpfen des siebenjährigen Krieges durch die preußischen Soldschreiber in Gang gebracht worden ist. Wenn man mit den gewöhnlich fungirenden Zahlen, die Berichte vergleicht, die sich in den aus der eigentlichen Zeit jener Schlachten herrührenden Quellenwerken finden, so erkennt man bald, daß die Armee Friedrich II. in Folge der Menschenräubereien weit stärker war, als unsere Staatsprofessoren in ihren Büchern versichern. Ein eclatantes Beispiel in dieser Hinsicht ist die Schlacht von Kunersdorf. In dem Briefe, welchen der Preußenkönig sofort nach der verlorenen Schlacht an seinen Minister Finkenstein nach Berlin schrieb, gibt er selbst an: „daß er die Russen mit 48.000 Mann angegriffen habe." Trotzdem wird aber sogar in den Schulbüchern unserer Staatsliteraten behauptet, die preußische Armee an diesem Tage sei ein Drittel,

mindestens ein Viertel, schwächer gewesen; habe nur 30, höchstens 36.000 Mann gezählt; während man dagegen im gleichen Maße, bei Angabe der Stärke der Gegner stets übertreibt. Wenn die Lüge sich sogar auf das Gebiet der Zahlen wagt, so ist das für jeden unbefangenen Freund der Wahrheit gewiß nur ein eclatanter Beweis, mit welchem Mißtrauen und welcher Vorsicht er Alles aufzunehmen hat, was über diesen Fürsten nur immer aus der Feder eines vom Staate besoldeten, oder nach dem Beifall des großen Haufens haschenden Schriftstellers geflossen ist.

VII.

Abermaliger Mißbrauch der Religion. Betragen des Preußenkönigs im Feindesland. Ausplünderung der Nachbarstaaten. Münzfälschung über Münzfälschung bis zu seinem Tode.

Gerade wie bei Beginn des ersten schlesischen Krieges, so betrog jener Hohenzoller auch jetzt wieder das arme Volk, indem er seinen gemeinen Raubkrieg zu einem religiösen Kampfe stempelte. Damals war der perfide Jordan sein Werkzeug hierbei, jetzt mußte es der sittenlose und verkommene d' Argens, ein gemeiner Schmeichler des Königs, sein. Wurde er von diesem ja doch gut dafür bezahlt. Was kümmerte es den feilen Wicht, der da den Preußenkönig zum „Retter des Protestantismus" stempelte, daß er gerade wie der König absolut gar nichts glaubte, ja daß sie beide alle und jede Religion im höchsten Grade haßten und lästerten. Solche im „königlichen Solde stehende" Leute haben sich ja noch nie, damals so wenig wie heute, durch die Schranken der Consequenz und Wahrheit in ihren Ränken irgendwie stören lassen; im Gegentheil, die Lüge ist ihr Geschäft!

D'Argens also, dessen Bücher wegen Gotteslängnung in mehreren Ländern durch den Henker verbrannt worden waren, bekam plötzlich ein warmes Herz für den Protestantismus, und schrieb unter dem lügenhaften Mißbrauche des Namens

eines protestantischen Geistlichen eine Broschüre nach der anden, um zu schwindeln, daß der Preußenkönig im Interesse des Protestantismus kämpfe und daß dieser vernichtet sei, wenn er unterliege. Die dummen Gimpel gingen wirklich abermals in die Falle; überall predigte man von den protestantischen Kanzeln herab den siebenjährigen Krieg als einen „Religionskrieg," während der Preußenkönig und sein Werkzeug, welches den Schwindel bewirkt hatte, über die Dummheit des Volkes spotteten. D'Argens schrieb denn auch bald darauf wieder ein Buch, um „den ganzen Aberglauben zu vernichten, welchem man den Namen Religion gegeben habe."

Welch' eine Schlechtigkeit gehört doch dazu, um mit den Gefühlen des Volkes ein solch' betrügerisches Spiel zu treiben! Wir haben in der vorigen Abtheilung nachgewiesen, daß selbst nach den eigenen Schriften Friedrich II. der siebenjährige Krieg ein von ihm muthwillig herbeigeführter Raubkrieg war; trotzdem aber nimmt dieser Mensch, der selbst niemals einen Funken von Religion besessen hat, wie gleichfalls seine eigenen Werke unwiderleglich constatiren, keinen Anstand, den confessionellen Haß zu predigen.

Doch diese erbärmliche Lüge war auch eines der zahlreichen Mittel, durch die der Hohenzoller seine Existenz aus dem ungerechten Kriege rettete. Die übrigen Mittel sind den bereits geschilderten entsprechend und geben ihnen an „preußischer Ehrlichkeit" nichts nach. Hierher gehört vor Allem das barbarische Wüthen der preußischen Truppen, wo sie nur „Feindesland," d. h. die Gebiete anderer Reichsfürsten, oder die Erbländer des Kaisers betraten. Da blieb auch nichts übrig; was nicht geplündert werden konnte, wurde zerstört, wobei der herrliche „König" selbst mit Hand anlegte, wie z. B. in den Schlössern des Grafen Brühl, wo er eigenhändig die kostbaren Spieluhren und Kunstsachen zertrümmerte. Er selbst commandirte überhaupt die Soldaten förmlich zum Sengen und Brennen.

Zum Beweise, wie Friedrich II. in den Ländern wüthete, welche er berührte, und wie er unausgesetzt seine Generale zu wahren und eigentlichen Raubzügen aussandte, wollen wir zwei Befehle von ihm aus authentischen Quellen anführen, und zwar den einen aus dem Anfange, den zweiten aus dem Ende seiner „Regierung":

Am 26. Februar 1742 erließ der Preußenkönig an den Obersten Schmettau, welcher in Mähren stand, folgende eigenhändige Ordre: „Wenn Ihr morgen weggeht, so ist mein Wille, daß Ihr an allen Orten, die vorwärts liegen, **Alles plündern sollt, was Ihr nur kriegen könnt.**" (Wörtlich in Preuß: Urkundenbuch I. Seite 5.) Nicht wahr, ein herrlicher „Fürst," der seinen Soldaten befiehlt, Alles zu nehmen, was sie nur kriegen können! Aerger läßt sich das Banditengeschäft absolut nicht treiben. Hat wohl je ein bürgerlicher Straßenräuber sich so etwas in solchem Maßstabe erlaubt? Da war der Schinderhannes doch noch besser! Das geschah im ersten schlesischen Kriege, wo doch der Hohenzoller noch verhältnißmäßig zahm auftrat. Im siebenjährigen Kriege hauste er noch viel greulicher, da wurde nicht blos „genommen," sondern auch noch verbrannt und zerstört, was sich gerade nicht mitnehmen ließ, wie bereits hinsichtlich der Schlösser des Grafen Brühl erwähnt wurde. Werfen wir nun auch noch in diesem Betreff einen Blick auf den letzten Feldzug des Königs, wie er als Greis im Jahre 1775 handelte:

Er war in österreichisches Gebiet eingedrungen. Seine Truppen wütheten gräßlich gegen die unglücklichen Einwohner. Doch das war dem edlen „Könige", dessen Hyänennatur mit den Jahren zunahm, noch lange nicht arg genug. Selbst sein Lobredner, der Professor Preuß, berichtet, er habe wenn irgendwo ein Offizier Posten ausgestellt habe, um die ärgsten Ausschweifungen zu verhüten, diese weggeschickt mit den Worten: „Das Volk soll wissen, daß es den Krieg im Lande hat." Ja der nichtswürdige Preußenkönig befahl ausdrücklich, „wenn Soldaten zum Plündern ausgeschickt würden, so solle man allemal auch die Soldatenweiber mitschicken, weil diese Furien, wie die Erfahrung zeige, viel grausamer an den Einwohnern der Städte und Dörfer handelten, als die Männer." Also die Soldaten waren ihm noch nicht grausam genug! Wo ist je von einem Könige so etwas erhört worden? Ja, es liegen bestimmte Befehle von diesem hohenzoller'schen Reichsfürsten vor, worin er die Offiziere dafür verantwortlich macht, daß, **„wo seine Soldaten weggingen, auch nicht ein Halm übrig bleiben dürfe!"** (Näheres in Preuß Urkundenbuch IV. 224. N. 36.)

Nicht wahr, wie tief müssen die Schurken gesunken sein, die den Menschen, der so unser Vaterland verwüstete und Kaiser und Reich verrieth, noch „den Großen" nennen; überhaupt gegen ihn nur ein anderes Gefühl hegen, als die tiefste Verachtung!

Gerade so „ehrlich," wie die auf Königs Befehl verübten Plünderungen von Seiten der Soldaten, waren die Erpressungen, die derselbe amtlich durch seine Obersten in den Nachbarstaaten ausführen ließ. Auch hier wollen wir nur bei aktenmäßig constatirten Thatsachen verweilen, und noch dazu, um jedem preußischen Preßknechte die Gelegenheit zur Bemäntelung zu nehmen, auch stets die Quelle angeben, woraus wir geschöpft:

Vor Allem preßte er Rekruten. Gleich im Anfang des Krieges waren es nicht nur die bei Pirna gefangenen 14.000 Sachsen, welche er gegen alles Völkerrecht zwang, als „preußische" Kriegsknechte wider ihren eigenen rechtmäßigen Landesherrn zu dienen, sondern das arme sächsische Land mußte auch sofort noch weitere 10.000 Rekruten liefern, die zu dem gleichen Zwecke verwendet wurden.

Sachsen wurde überhaupt ganz systematisch ausgesogen. In dem einzigen Jahre 1759 mußte es außer den Rekruten zwei Millionen Thaler als Brandschatzung für den Preußenkönig aufbringen, dazu 400.000 Scheffel Getreide, Pferde und anderes Vieh in ungeheurer Anzahl. Derselbe zwang sogar alle Pächter, die Pachtgelder auf ein Jahr im Voraus zu zahlen und zwar in seine Tasche. Dazu wurden selbst die Waldungen des sächsischen Landes niedergeschlagen und das Holz daraus für die Kriegskasse des Hohenzollern verkauft, um nicht allein Alles zu Geld zu machen, was nur irgend dazu sich eignete, sondern auch das arme Land auf Generationen hinaus zu ruiniren. In der That, das Verfahren des Preußenkönigs war ganz passend, den Holk wieder zu Ehren zu bringen; von da an konnten die Sachsen nicht mehr ihn und seine Schaaren aus dem dreißigjährigen Kriege, sondern vielmehr den Hohenzollern Friedrich II. als den Inbegriff aller Greuel im Andenken behalten. (Vergl. Preuß: Urkundenbuch II. 50. 55. und Fischer Friedrich II. Band II. S. 115.)

Nicht nur das Land im Großen und Ganzen, sondern außerdem auch noch besonders alle sächsischen Städte und

Dörfer einzeln wurden bis auf's Blut ausgepreßt. Wir wollen nur das Wichtigste anführen. Die Stadt Leipzig mußte zuerst **acht Tonnen Gold** zahlen, und als das Geld nicht aufzubringen war, setzte der preußische Commandant auf Befehl seines „Königs" die Rathsherren und reichen Kaufleute in's Gefängniß und ließ sie da mitten im Winter ohne Betten, Feuer und Licht so lange sitzen, bis der preußische Moloch befriedigt war.

Zu gleicher Zeit mußten liefern: Erfurt 100.000 Thaler, 400 Rekruten und 500 Pferde; Naumburg 200.000 Thaler; die Städte in Thüringen eine Million Thaler; außerdem noch der Kreis $1^1/_2$ Million; Merseburg 120.000 Thaler, 377 Rekruten, 254 Trainknechte, 423 Pferde; Chemnitz 215.000 Thaler; der Leipziger Kreis 2 Millionen Thaler; und dann nochmals die Stadt Leipzig *elf Tonnen Gold*. Sämmtliche kleinere Städte und Dörfer im Verhältniß, so viel sich *nur immer mit der äußersten Grausamkeit erpressen ließ*. Alles dieses ausführlich beschrieben nicht etwa von einem Feinde des Preußenkönigs, sondern *von seinem Lobredner*, dem Professor *Preuß* in dem mehrfach erwähnten Urkundenbuche. Spione und Angeber wurden gehalten, um überall das Privateigenthum ausfindig zu machen, um dasselbe dann echt preußisch zu „nehmen". Sogar die eigene Schwester des Spitzbuben Fritz leistete solche Dienste. (Vergl. Oeuvres XXVII. 1. 312.)

Außer diesen Hauptplünderungen kamen noch zahlreiche kleinere Plackereien der Bewohner des unglücklichen Sachsenlandes vor. So befahl der „König" z. B. plötzlich am 2. Januar 1758: „die Winterquartiergelder für die Offiziere der Garde und andern Truppen müssen von der Stadt Leipzig bezahlt werden, und zwar *ist es mein Wille*, daß sie *gerade von den katholischen Bürgern genommen werden sollen*." (*Preuß*: Urkundenbuch V. p. 124.) Dieselben *konnten* nicht zahlen, aber da erfolgte ein Befehl des Königs nach dem andern an den General Tauentzien, um denselben zu den ärgsten Gewaltthaten und Grausamkeiten gegen die Unglücklichen anzutreiben.

Es dürfte hier am Platze sein, einen Blick auf das Verfahren zu werfen, welches *dagegen die Feinde des Preußenkönigs*, die Franzosen und Oesterreicher beobachteten. Diese hatten gemeinschaftlich von Mai 1757 bis

März 1758 die preußische Provinz Ostfriesland besetzt und betrugen sich so menschlich, daß, als sie abzogen, die Landstände von Ostfriesland die amtliche Erklärung abgaben: „Den Oesterreichern und Franzosen muß es zu immerwährendem Ruhme constatirt werden, daß sie weder bei ihrem Aufenthalte noch bei ihrem Abzuge irgend Jemand an seiner Person noch an seinen Gütern gekränkt, viel weniger Plünderungen oder sonstige Feindseligkeiten im Lande ausgeübt haben." Und diese Franzosen und Oesterreicher waren Katholiken, die Ostfriesen dagegen Protestanten, trotzdem aber behandelten sie dieselben so gnädig; die Sachsen dagegen waren Protestanten wie auch der Preußenkönig, dennoch aber wüthete er so barbarisch gegen sie und befahl außerdem, die katholischen Bürger jedoch noch mit besonderer Grausamkeit zu quälen. Wahrlich, diese Thatsachen sprechen laut! (Vergl. Wiarde: Geschichte Ostfrieslands Band VIII. Seite 459.) —

Die angeführten Beispiele geben ein treffendes Bild von dem schmählichen Aussaugungssystem, dem die unglücklichen Länder unterworfen wurden, die in die Hände jener preußischen Räuberbande (auch „herrliches Kriegsheer" genannt) fielen. Und so ging es den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch fort. Jedes Jahr erneuerten sich die Anforderungen an jede Stadt und jedes Dorf sowohl, wie außerdem noch an das ganze Land. Sogar noch im letzten Jahre des Krieges erließ der Preußenkönig unterm 27. Januar 1762 an den Major Dyherrn, der damals preußischer Befehlshaber in Leipzig war, folgende Ordre: „Die Leipziger Kaufleute müssen zwei Millionen Thaler geben." Die früher so reiche Stadt war aber durch den Hohenzoller bereits so herabgebracht worden, daß so viel Geld absolut nicht mehr aufzutreiben war. Die Stadt bot endlich $1\frac{1}{5}$ Million. Selbst der preußische Commandant, der als Junker doch sonst wahrlich kein besonders mildes Herz gegen Bürger hatte, sah die Unmöglichkeit ein, aus der verarmten Stadt noch 2 Millionen zu erpressen und verwendete sich für dieselbe bei seinem Könige. Doch, wie kam er an! Seine Verwendung für die Unglücklichen hatte nicht nur keinen Erfolg, sondern zog ihm noch unter'm 17. März 1762 einen scharfen Verweis zu, verbunden mit dem eigenhändigen Befehle des „Spitzbuben Fritz": „er solle alle Lieferungen mit

dem strengsten Ernste und ohne alle Nachsicht betreiben, die Executionen verdoppeln und nichts schonen, keine Fürbitten annehmen, sie mögen kommen, von wem sie wollen. Lasse er es hierin nur in irgend etwas ermangeln, so werde der „König" ihn zur strengen Verantwortung ziehen." Aber die Herbeischaffung einer so ungeheuern Summe war in der bereits so sehr ausgemergelten Stadt rein unmöglich. Alles, was nur denkbar schien, geschah; endlich sind 700.000 Thaler und noch 100.000 Dukaten erpreßt und der Major Dyherrn wagt es, im November nochmals um die Niederschlagung des Restes zu bitten, da Niemand in Leipzig mehr Rath und Hülfe wisse. Die Antwort des Königs war eine entschiedene Weigerung und ein noch schärferer Verweis für den Major, als das erste Mal. Jener herrliche Hohenzoller warf ihm vor, daß er nicht grausam genug sei, und am Schlusse des Schreibens hieß es: „Bis Ende Dezember muß alles voll sein, dafür seid Ihr verantwortlich!"

Was mag da an Gewalt und Tyrannei in dem unglücklichen Leipzig nicht alles verübt worden sein. Trotzdem aber blieben Reste; es ließ sich eben nichts mehr erpressen, weil nichts mehr vorhanden war. Dyherrn erhielt aber dennoch einen Brief des Königs nach dem andern, voll von Vorwürfen und Aufforderungen zu noch ärgerem Wüthen gegen die beklagenswerthen Bürger. Dieses wurde so arg, und die Greuelthaten, die ihn der König in Leipzig ausführen zwang, waren so barbarisch, daß es selbst dem Junker Dyherrn in solch' hohem Grade widerstrebte, daß er sofort nach beendigtem Kriege seine Entlassung verlangte und den Dienst verließ, obgleich er erst 34 Jahre alt war. So war ihm die Hyänen-Natur jenes preußischen Landesvaters zum Ekel geworden. (Ausführlich in Preuß: Urkundenbuch II. 119. ff. ff.)

Diese historische, aktenmäßig constatirte Thatsache ist wahrlich geeignet, allen denen den Mund zu stopfen, die noch in irgend einer Beziehung glauben machen möchten, der König habe die Gewaltstreiche nicht so streng gemeint, als seine Untergebenen sie vollstreckt. Das gerade Gegentheil ist bis zur höchsten Evidenz bewiesen. Keiner war ihm nur hart und grausam genug; alle seine Briefe an die Vollstrecker von Exekutionen fordern zur Härte auf, und auch nicht ein einziger existirt, in welchem er einem Befehls-

haber Milde und Mäßigung an's Herz gelegt hätte. Das Beispiel des Majors v. Dyherrn steht keineswegs vereinzelt. Sogar der Schmeichler und Professor Preuß meldet deren mehrere. Der General Wedell war auf Raubzüge ausgeschickt worden, insbesondere sollte er im kleinen dessauischen Ländchen binnen acht Tagen 180.000 Thaler, 1000 Rekruten und 500 Pferde erpressen, und in allen umliegenden Fürstenthümern im Verhältniß. Die Instruktion des Königs schrieb ihm vor: „Ihr habt die Ordre auf das Strengste und mit aller Rücksichtslosigkeit auszuführen." Wedell findet aber an Ort und Stelle, daß sich in Dessau absolut nicht mehr als 600 Rekruten auftreiben lassen. Er meldet es dem Könige und bittet um gnädigen Nachlaß. Doch dieser „König" antwortet ihm: „Ihr seid mir für die volle Zahl von 1000 Mann verantwortlich und mögt nun sehen, wie Ihr sie zusammen bringt." Welche Tyranneien mögen da verübt worden sein, um sie wirklich „zusammen zu bringen!" (Vergl. Preuß: Urkundenbuch II. 50 und 55.)

In das Kapitel der preußischen Erpressungen gehört auch, daß er sogar die kriegsgefangenen Oesterreicher durch die nichtswürdigsten Grausamkeiten zwang, sich als preußische Soldaten in seine Regimenter stecken zu lassen und gegen ihren Kaiser und Herrn zu kämpfen. Ueberhaupt behandelte er die Kriegsgefangenen mehr als abscheulich; nur zwei Kreuzer durften täglich zu ihrem Unterhalt verwendet werden. Damit ist wahrlich Alles gesagt! (Vergl. Preuß: V. 130., 128. u. 145.)

Gegen Ende des Krieges sandte der „Spitzbube Fritz" noch eine Räuberbande nach Franken mit dem Befehle, Alles zu nehmen, was sie finde. Dieselbe war kommandirt vom General v. Kleist; ein Verwandter dessen, der sich durch seine Feigheit im November 1806 zu Magdeburg so unsterblichen Ruhm erworben hat. Entsetzlich hauste dieser Wütherich; nicht einmal die Altäre der Kirchen waren vor ihm sicher, denn da suchte er sehr eifrig goldene und silberne Gefäße, wie ihm sein Herr und Meister befohlen hatte. Nürnberg mußte ihm $1\frac{1}{2}$ Million Thaler liefern, alle andern Städte im Verhältniß. Sogar in dem kleinen Landstädtchen Rothenburg a. d. Tauber erpreßte er 40.000 Gulden, indem er drohete, die Stadt anzuzünden, wenn

das Geld nicht sofort geliefert werde. So führte Preußen Krieg! (Vergl. Preuß: Urkundenbuch II. 338.)

Man berechnet, daß allein an baarem Gelde vom Spitzbuben Fritz während des siebenjährigen Krieges aus Sachsen etwa siebenzig, und aus dem armen Mecklenburg achtzehn Millionen Thaler geraubt worden sind. Darnach läßt sich alles Uebrige ermessen. (Vergl. Oeuvres IV. Histor. de la g. d. 7 ans. gegen Ende.) Ja, selbst die barbarischen Russen sind von dem Preußenkönige in dieser Hinsicht noch bei Weitem übertroffen. Denn als die Russen Berlin eroberten, legten sie der Stadt nur eine Contribution von vier Millionen Thaler alten Geldes auf. Und als da die Bürger um Barmherzigkeit fleheten, waren die rohen Russen noch so gnädig, daß sie ihre Forderung auf zwei Millionen leichten Geldes ermäßigten. Diese zwei Millionen leichten Geldes machten aber noch lange nicht eine Million alten Geldes aus. Die Russen reduzirten also ihre Forderung auf weniger als ein Viertel des ursprünglichen Ansatzes; daß aber der von allen Lumpen gepriesene Preußenkönig Friedrich II. jemals einen solchen Nachlaß des einmal Verlangten bewilligt habe, davon hat die Welt nie etwas gehört! —

Und an alle diese Räubereien schließt sich dann noch die ungeheure Münzfälschung an: der größte Spitzbubenstreich dieser Gattung, welcher in Deutschland verübt worden ist, so weit die deutsche Geschichte reicht. Wie bereits in voriger Abtheilung bemerkt worden, begann der Hohenzoller mit derselben schon ein Jahr vor Ausbruch des Krieges. Da gab er sämmtliche Münzstätten seines Landes in die Hand der drei Juden Moses Gumpertz, Moses Isaak und Daniel Itzig. Als er Sachsen geraubt hatte, erhielt der Jude Ephraim die sächsische Münze. Durch diese Schufte ließ nun der Erz-Spitzbube Fritz falsches Geld, Gold- und Silbermünzen prägen, welche auch nicht einmal den dritten Theil des Betrages werth waren, auf den sie lauteten. Das falsche Geld wurde dann als gute Münze vom Könige ausgegeben, und zwar nicht nur an die eigenen „Unterthanen", sondern auch an die Bewohner des Auslandes. So betrog der Preußenkönig alle Welt; den armen Taglöhner wie den Kaufmann, den Bauer wie den Gutsbesitzer! Und als der Krieg vorüber war, löste er das falsche Geld nicht etwa wieder ein, sondern verbot es plötzlich bei schwerer Strafe

seinen „Unterthanen", während er vorher ebenfalls bei Strafe Alle zu dessen Annahme verpflichtet hatte! Unbeschreiblich war der Jammer, der dadurch über alle Familien des Landes kam; Hunderttausende wurden mit einem Schlage zu Bettlern; denn seit vielen Jahren war von der Regierung des herrlichen Preußen nur falsches Geld geprägt und falsches Geld in Umlauf gesetzt worden! Sogar die Löhnung des armen Soldaten war mit so falschem Gelde bezahlt worden, daß die 8 Groschen, welche der Soldat alle 5 Tage erhielt, kaum 2 Groschen in Silber werth waren; und alle Civilbeamten, die sämmtlich während der ganzen zweiten Hälfte des Krieges ihre Gehalte nicht mehr ausbezahlt erhielten, hatten diese nach dem Kriege in falschem Gelde vom Staate bekommen. Welch' ein Meer von Elend wurde also von diesem Erz-Spitzbuben Fritz über das ganze Volk verbreitet, als er plötzlich sein falsches Geld für werthlos erklärte, welches er demselben vorher mit Gewalt betrügerisch aufgezwungen hatte! Solch' ein Herz hatte dieser Hohenzoller für das Volk! Und es ist hierbei nicht zu übersehen, daß der ganze furchtbare Frevel höchst muthwillig verübt wurde. Denn das Verbot des falschen Geldes wurde nicht etwa in äußerster Noth, sondern bei gefülltem Schatze mitten im Frieden vom „Könige" erlassen. So handelte Preußen! (Vergl. Preuß II. 358 ff.)

Während das falsche Geld geprägt wurde, bot der Hohenzoller alle nur denkbaren Gaunerkünste und Betrügereien auf, um dasselbe anzubringen und In- und Ausland damit zu beschwindeln. Wie weit er in dieser Hinsicht ging, zeigt folgendes Beispiel. Er bestach im Geheimen den Kronschatzmeister von Polen und erließ dann am 17. November 1761 an seinen General Tauentzien, der die Aufsicht über die Münze hatte, folgende „königliche Cabinets-Ordre":

„Der Kronschatzmeister in Polen hat mir unter der Hand versprochen, die schlechten Münzen in Polen einzulassen; wenigstens soll an der Grenze keine Visitation mehr stattfinden. Deshalb befehle ich, diejenigen Münzen, welche in Polen noch nicht verrufen sind, in großer Zahl mit geringem Gehalte aber gutem Gepräge nach den russischen und danziger Stempeln, damit sie von den echten nicht zu unterscheiden sind, auszuprägen. Diese schlechten Münzen sollen dann ge-

braucht werden zum Einkaufe von Pferden und Getreide in Polen. Die Münzstätten zu Berlin, Breslau und Magdeburg sollen stark arbeiten. Es muß Tag und Nacht geprägt werden und Ihr habt pflichtgemäß dafür zu sorgen, daß ich schon recht bald einige 100.000 Thaler am Schlagschatze bekomme." (Wörtlich zu finden in Preuß: Urkundenbuch V. 140.)

Also Pferde und Getreide wollte der Preußenkönig von den Bewohnern des Königreichs Polen kaufen, und dafür bezahlen mit falschem Gelde. Ist das die Handlungsweise eines civilisirten Fürsten, oder eines Gauners und Spitzbuben von der ehrlosesten Sorte?! Jeder arme polnische Bauer, von dem der Hohenzoller kaufte, war also recht gemein betrogen! Doch das ist nur ein Beispiel aus Tausenden. So ging es an allen Landesgrenzen Preußens. Wo die Beamten und Agenten des herrlichen „Königs" nur irgend Aussicht hatten, bei Kauf, Handel oder in anderer Weise falsches Geld anzubringen, da geschah es.

Freilich die Geschichtsfälscher sind gleich bei der Hand, diese Schurkenstreiche entschuldigend der Noth des Krieges zuzuschreiben. Nur schade für die Leute, daß es, wie bereits bemerkt wurde, geschichtlich constatirt ist, daß der Spitzbube Fritz bereits ein Jahr vor Beginn des Krieges damit anfing; daß der Krieg, wie in voriger Abtheilung evident nachgewiesen, ein durchaus ungerechter war; daß auch gar keine Nothwendigkeit zu solcher Betrügerei jedes Einzelnen aus dem Volke bestand, indem der „König" Credit genug besaß, um Anleihen in Holland oder England zu machen; daß ferner absolut gar keine Noth solche Schlechtigkeiten zu entschuldigen vermag; und endlich dieses noch viel weniger hinsichtlich des spätern Verbots des doch selbst ausgegebenen falschen Geldes der Fall ist! (Preuß: II. 389.)

Insbesondere letztere That brandmarkt den „Spitzbuben Fritz." Hätte er die falsche Münze nach dem Kriege allmählig wieder eingelöst und die Besitzer derselben doch wenigstens entschädigt, so ließe sich die Sache noch zum Theil entschuldigen. Daß er aber Tausende seiner „Unterthanen" durch seine Schuld ganz muthwillig mittelst des spätern Verbotes zu Bettlern machte, das charakterisirt den durchtriebenen Schurken und zugleich die herzlose Hyänen-Natur!

Pfui, pfui! Also durch solche Mittel ist Preußen groß geworden!

Aber selbst das ist noch nicht Alles. Nachdem der Preußenkönig sein erstes falsches Geld für werthlos erklärt und verboten hatte, ließ er mitten im Frieden, bei gefüllten Kassen neues falsches Geld machen!! Dieses Verfahren setzte er durch seine ganze Regierungszeit fort. Es war ganz dasselbe Treiben wie während des Krieges, nur nicht in solchem Umfange und in so hohem Grade wie damals. Seine Münze war und blieb verrufen. Namentlich falsche Scheidemünze ließ er in ungeheurer Menge prägen, und füllte das Land damit. Dieses geschah noch in den letzten Jahren seines Lebens. Und als dieselbe in solcher Masse verbreitet war, daß in dieser Hinsicht sich vorläufig kein „Geschäftchen" mehr machen ließ, verschaffte sich der erhabene Preußenkönig wieder einen **Juden**, der gerade so ehrlich war, als er selbst. Diesen intelligenten Sohn Abrahams ließ er falsche **polnische** Albertsthaler in großer Anzahl machen, wofür derselbe dem Könige einen bestimmten Gewinnantheil gab, während der Jude mit seinen Helfershelfern und Glaubensbrüdern dann dafür sorgte, daß das falsche Geld nach Polen eingeschmuggelt und dort arglose ehrliche Leute damit **betrogen** wurden.

Nicht wahr, diese vom glorreichen Preußenkönige Friedrich II. veranlaßte Schandthat ist charakteristisch! Er war also gewissermaßen die Seele einer Privat-Falschmünzerbande, die auf seinem Gebiete ihren Sitz hatte, gegen die Bürger eines benachbarten Staates aber ihre Spitzbübereien verübte. Kann es für einen „König" eine größere Gemeinheit und Schlechtigkeit geben? Das „Geschäft" wurde zudem recht schwunghaft betrieben, schon im ersten Vierteljahre erhielt der „König" vom Juden 19.500 Thaler. (Also ausführlich zu finden in Bäczko Geschichte seines Lebens II. 130—133.)

Mit solchen Thaten ist Friedrich II. bis zu seinem Tode beschäftigt gewesen! Und jetzt frage ich nochmals: Was müssen das für Leute sein, die solche Dinge wissen und trotzdem diesen Preußenkönig noch loben; ja, als den „Großen" bezeichnen? Doch offenbar nur selbst **Spitzbuben**! Ein ehrlicher Mann wird voll Entrüstung und Abscheu erfüllt, wenn er nur an jenen elenden Tropf denkt. Warum letzteres

aber bei den preußischen Soldschreibern und Agenten nicht der Fall ist, davon kann man sich allerdings überzeugen, wenn man nur einen Blick in das Privatleben der Angehörigen dieser Clique wirft. Dann findet man freilich Alles begreiflich nach einem bekannten Sprüchworte.

VIII.

Fernere Spitzbübereien Friedrich II. gegen sein Volk. Regie; Holzsteuer; Salzsteuer. — Kaffee, Zucker, Getreide, Tabak, Wachs, Pottasche u. s. w. als Gegenstände zur Aussaugung der Bürger und Bauern benutzt. Steuerfreiheit des Adels. Dessen Mästung vom Schweiße der übrigen Stände.

Was wir bisher über diesen Preußenkönig berichtet, betraf vornehmlich seine Haltung gegen Kaiser und Reich, das Auswärtige und das Militärwesen; jetzt wollen wir ihn, und zwar ebenfalls nach authentischen Quellen, hinsichtlich der innern Verwaltung seines Landes beleuchten. Wir werden dort dieselben Merkmale seines Preußenthums antreffen.

Nichts lag dem Könige so am Herzen als Geld zu erpressen; denn ohne Geld ließen sich keine Raubkriege führen, welche das Lebenselement und Ideal des ganzen Preußenthums bildeten. Die Hauptquelle waren ihm da natürlich die Steuern. Diese waren schon in jenen Tagen nirgends in der Welt so hoch als in Preußen, die Eintreibung derselben eine schonungslose und grausame; jedoch das Alles genügte dem „Könige" noch nicht. Auch der Gewinn mit dem falschen Gelde stillte die Habgier keineswegs; es sollte absolut aus den Steuern, namentlich aus den indirekten, mehr gewonnen werden.

Die Umgebung des Preußenkönigs bildeten in jener Zeit so gut wie in seiner Jugend und bis zu seinem Tode außer

den Juden, welche ihm als Helfershelfer zu Betrug und Spitzbubenstreichen dienten, nur Gauner und sittenlose Ausländer; kurz, die raffinirtesten Menschen, die nur aufzutreiben waren, z. B. Jordan, d'Argens, Helvetius und noch viele Andere. Diesem Gelichter, dem Auswurfe von Unzucht und Gewissenlosigkeit, trug der herrliche Hohenzoller seine Wünsche hinsichtlich der Steuern vor, und durch die Mitwirkung solcher Leute entstand nun die schauderhafte Volksaussaugungs-Einrichtung, welche unter dem Namen „Regie" bekannt und berüchtigt geworden ist.

Dieselbe bestand darin, daß die Eintreibung und Controlle aller indirekten Steuern in die Hand von fremden Betrügern gelegt wurde, welche der oben genannte Helvetius im Auslande sammelte und dem Preußenkönig schickte. An der Spitze standen die beiden Generalschufte de la Heyn und Candy, welche jeder 15.000 Thaler Gehalt per Jahr nebst bedeutenden weiteren Geschenken des Königs bezogen, während derselbe seinen Ministern nur 4000 Thaler gab. Auch die übrigen Stellen waren mit Ausländern besetzt, deren der „König" über 5000 kommen ließ, die das Volk ausbeuteten und dann mit gefülltem Geldsacke über die Grenze zurückkehrten.

Alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens, sogar das Fleisch, waren der „Regie" preisgegeben. Es ist Nichts zu denken, was nicht „steuerpflichtig" und mit schweren Abgaben belegt wurde. Ja sogar wenn ein Gegenstand nur in eine andere Provinz gebracht wurde, so mußte dort dafür abermals Steuer und Zoll gezahlt werden. Die Höhe der Abgaben hatten ebenfalls die Ausländer zu bestimmen, ihnen war die ganze Wirthschaft überlassen, sie waren faktisch unverantwortlich. Gegen sie war nirgends auch nur der Schatten eines Rechtes zu finden, denn die Prozesse der „Regie" waren sogar den gewöhnlichen Gerichten entzogen und dafür ein eigenes Parteigericht eingesetzt, welches nie gegen die fremden Volksaussauger entschied.

Doch noch gehässiger als die Sache selbst, war die Art und Weise, wie die Erpressung betrieben wurde. Diese bestand in fortgesetzten Haussuchungen. Tag und Nacht, zu jeder Stunde drangen die Schergen der „Regie" in die Häuser; alles mußte ihnen geöffnet werden und alles im Hause wurde

durchsucht. Für alle Dinge, welche „steuerpflichtig" waren — (und das war Alles) — wurde der spezielle schriftliche Beweis gefordert, daß die Steuer auch bezahlt sei. Fand sich dieser Beweis nicht sofort vor, so wurde der betreffende Gegenstand confiszirt und der Besitzer desselben in einen schweren Prozeß verwickelt.

Sonst gilt es als erste juristische Regel, daß Jedermann für unschuldig angesehen wird, bis man ihn einer Schuld überführt, unter der „Regierung" des „Spitzbuben Fritz" und seiner Ausländer und Juden dagegen galt jeder ehrliche Mann im Lande für jedes Ding, das er in seinem Hause besaß, als Betrüger, bis er erst den Nachweis lieferte, daß er es nicht sei. Doch nicht nur auf die Häuser, sondern auch sogar auf die Personen erstreckte sich die Durchsuchung. Namentlich die Reisenden waren davon betroffen. Diese wurden an allen Ecken und Enden visitirt an der Grenze, an den Stadtthoren, wie in den Wirthshäusern.

Die als „königliche Beamten" fungirenden Ausländer der „Regie" schienen keine andere Aufgabe zu haben, als möglichst viele Leute in Prozesse zu verwickeln, denn dann ließ sich erst recht ein davon Betroffener gründlich ausplündern und aussaugen. Daher kam es denn auch sehr oft vor, daß sie während der Durchsuchung selbst die Contrebande den Leuten in die Häuser schleppten und dann sagten, sie hätten sie dort gefunden und die Unschuldigen zur Strafe zogen. Ueberhaupt gab es gar keine Niederträchtigkeit, welcher diese „preußischen Beamten" nicht fähig gewesen wären.

Der Unwille des Volkes war grenzenlos. Aber damals waren die Brandenburger, Pommern u. s. w. bereits so entartet, daß sie starr und stumpfsinnig eine so schmähliche Behandlung duldeten und nicht daran dachten, derselben mit den Waffen in der Hand ein Ende zu machen. Wahrlich die alten Deutschen hätten so etwas nicht ertragen; auch jene heldenmüthigen Sachsen nicht, die so männlich am Ende des elften Jahrhunderts den Tyrannen Heinrich IV. züchtigten.

Dem Beobachter, welcher die „ruhmwürdige" Natur jenes Preußenkönigs noch nicht durchschaut hat, kann es auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß derselbe eben Ausländer kommen ließ, und nicht Landeskinder bei der „Regie" anstellte. Die Erklärung hierüber gibt schon ein Schmeichler

des Königs, nämlich Dohm, welcher in seinem Werke über denselben (IV. 512.) bekennt: „Es seien ganz ungewohnte harte Abgaben eingeführt und dieselben durch eine solche Beschränkung aller natürlichen Freiheit und durch einen solchen Zwang bei den unschuldigsten Handlungen beigetrieben worden, daß der König sich gar nicht getraut habe, hierbei Deutsche als Werkzeuge zu gebrauchen, weil er befürchtet, dieselben besäßen dazu zu viel menschliches Gefühl. Deshalb habe er dann unbarmherzige Fremdlinge kommen lassen, denen er sein Volk zur grausamsten Mißhandlung überliefert, und ihnen zum Lohne dafür erlaubt habe, sich mit dessen Schweiße zu bereichern." Ferner fügt dann noch selbst dieser Dohm bei: „die „Unterthanen" hätten von nun an im Könige keinen Landesvater mehr erblickt, sondern einen durch den langen blutigen Krieg abgehärteten Tyrannen, der immer auf neue Entwürfe zur Vergrößerung sinne, und das zu deren Ausführung nöthige Geld von seinem Volke durch Fremde erpressen lassen wollte."

Wir haben diesem Berichte Dohm's nur die Frage beizufügen, wo sich denn irgend ein Anhaltspunkt für die Behauptung findet, erst durch den Krieg sei Friedrich II. zu einem Tyrannen abgehärtet worden? Er war dieses bereits von Natur, und hat sowohl vor als nach dem Kriege hiervon Beweise in Menge geliefert. (Vergl. über die „Regie" nach Mirabeau u. Mauvillon II. 439. ff., Dohm IV. 508. ff. ff. bis 525; Preuß Urkundenbuch III. 12. ff.)

Die „Regie" war aber noch bei Weitem nicht Alles, was das arme Volk von der Perle des Preußenthums zu leiden hatte. Unter den übrigen Plackereien ragt vor Allem die Holzsteuer hervor. In besonders hohem Grade waren damit die Städte beglückt, namentlich Berlin und Potsdam. Im Jahre 1766 errichtete der König eine Gesellschaft von Juden und übertrug ihr den Alleinverkauf des Brennholzes für die beiden Städte. Von jetzt an durfte kein Einwohner derselben von irgend Jemand Holz kaufen, als von dieser „Gesellschaft"; kein Waldbesitzer durfte sein Holz nach Berlin und Potsdam absetzen, als auch nur einzig an die „Gesellschaft"; aller Privat-Holzhandel war bei schwerer Strafe verboten. Diese „Gesellschaft" aber mußte dem Könige für das Privilegium eine ungeheure Summe zahlen; dafür

aber zwang der herrliche hohenzollersche Landesvater die Waldbesitzer und Bauern, den die „Gesellschaft" bildenden Juden ihr Holz zu einem Spottpreis, nämlich eine Quantität von 486 Kubikfuß für 9 Thaler zu liefern; während aber die Bürger für die gleiche Quantität Holz der „Gesellschaft" 18 Thaler, und auch später noch 16 Thaler 4 Groschen zahlen mußten. Jetzt mögen uns die königlichen Geschichtsfälscher einmal sagen, welches Recht der Hohenzoller zu einer solchen Operation hatte! Ein nothwendiges Lebensbedürfniß belastete er also mit einer Steuer von 80 Prozent, die in den Beutel der Juden, und aus diesem in den bodenlosen Kriegsschatz des „Königs" flossen.

Doch selbst dieser Gewinn genügte dem edlen Preußenkönige noch nicht. Das Ding sollte noch vortheilhafter eingerichtet werden. Im Jahre 1773 entfernte er die ersten Unternehmer und verpachtete das Privilegium jetzt an die beiden Juden Itzig und Wolff. Aber auch diese Form glaubte der Spitzbube Fritz nach mehreren Jahren schon mit einer noch einträglicheren vertauschen zu können. Das Privilegium der beiden Juden dauerte vertragsmäßig bis 1787. Aber schon im Jahre 1785 nahm der ehrliche „König" ihnen dasselbe ohne Weiteres. Er wollte jetzt das Monopol selbst auf eigene Rechnung verwalten, und, um recht viel Geld zu bekommen, legte er eine schwere Steuer auf alles Brennholz in seinem Lande. Nicht wahr, doch echt landesväterlich?! (Vergl. Mirab. u. Manv. II. 155.)

Mit der Holzsteuer gingen folgende weitere Abgaben Hand in Hand, um das Glück der „Unterthanen" voll zu machen. Zunächst die Kaffeesteuer; diese betrug überall, wo der Hohenzoller Friedrich II. zu gebieten hatte, volle 150 Procent des Einkaufspreises. Doch auch hier kamen zu der Steuer noch die schmählichsten Plackereien hinsichtlich Beaufsichtigung, Durchsuchung der Häuser u. dergl. geradeso wie bei der „Regie."

Im Jahre 1780 nahm der „König" den Kaffeehandel vollends an sich. Während nach dem natürlichen Laufe der Dinge im Verhältnisse zu den Hamburger Preisen damals das Pfund Kaffee in Berlin $4^{3}/_{4}$ Groschen gekostet haben würde, verkaufte der König das Pfund (zu 24 Loth) für einen Thaler. Dazu war dieser „königliche" Kaffee gebrannt, um besser überwachen zu können, daß kein eingeschmug-

gelter Kaffee verbraucht werde. Denn ungebrannter Kaffee wurde nur in Quantitäten von mindestens 20 ℔ verkauft; nur derjenige also, der so reich war, 20 ℔ auf ein Mal kaufen zu können, erhielt hierfür einen Erlaubnißschein zum Brennen. Und 400 Invaliden waren eigens dazu abgerichtet und angestellt, Tag und Nacht umher zu gehen und zu schnüffeln, wo irgend Kaffee gebrannt werde. Sie hatten das Recht, zu jeder Zeit in die Häuser zu dringen, wo sie etwas zu riechen glaubten. Wurde Kaffee gebrannt, so forderten sie den Brennschein, und wehe dem, der keinen hatte und doch sich den Genuß bereitet hatte, Kaffee zu kaufen und zu brennen; er kam drei Jahre in's Zuchthaus. Es geht doch nichts über preußische Seligkeit! (Nach Preuß III. 29.)

Doch auch der Zucker sollte dem „Könige" etwas einbringen. Bis dahin war derselbe über Hamburg bezogen worden. Das sollte jetzt aufhören. Ein berliner Schwindler Namens Splittgerber erhielt vom Hohenzoller das Privilegium des Alleinhandels mit Zucker für das ganze preußische Land. Derselbe mußte dafür natürlich seinen Gewinn dem „Könige" überlassen und, da er aber auch selbst reich zu werden wünschte, so entschädigte er sich durch Verschlechterung der Waare. Von jetzt an war der Zucker in Lande nicht nur viel theurer, sondern auch schlechter als früher. Das war das Resultat der „königlichen Zuckerfabrik". Das arme Volk hatte den Schaden. (Vergl. Mirabeau u. Mauv. II. 30.)

Sogar das Getreide mußte als Finanzquelle dienen: Im Jahre 1770 gab der „König" das ausschließliche Recht zum Getreidehandel auf der Elbe und der Oder an zwei Gesellschaften des Adels. Denn das Unternehmen war auf Aktien gegründet und dabei die Bestimmung getroffen worden, daß der Adel so viele Aktien vorab nehmen könne, als ihm beliebe. Aller Privatgetreidehandel auf der Elbe und Oder war seitdem verboten, das Geschäft ging durch die Hände der „Gesellschaften." So mästete er den Adel auf Kosten der übrigen Stände. (Vergl. Preuß: III. 82. und Mirabeau u. Mauv. II. 129.)

Ganz besonders aber wurde das Salz ausgebeutet. Salz braucht Jeder, dachte der „Spitzbube Fritz," daran läßt sich viel erpressen. Er verbot also allen Privathandel mit

Salz; dasselbe sollte nur vom „Staate" gekauft werden dürfen, und zwar unter folgenden Umständen:

Während dem „Könige" die Tonne Salz nach Abzug aller Unkosten 16 Thaler kostete, verkaufte er sie dem armen Volke zu dem Zwangspreise von 68 bis 70 Thaler. Also an dem nothwendigen Lebensartikel, den auch der Aermste nicht entbehren kann, erpreßte der Hohenzoller von seinen „Unterthanen" einen Reingewinn von 325 Prozent. Wenn das nicht landesväterlich preußisch war, was soll es dann sein!

Er schien zu erwarten, daß das Volk einer so ungerechten Bedrückung gegenüber vom Rechte der Selbsthülfe Gebrauch machte und sich sein Salz auf dem Wege des Schmuggels verschaffte. Dieses war auch gar nicht schwer, denn bei der Insektengestalt des damaligen „preußischen Staates" war Alles Grenzland und keine einzige Stadt mehr als höchstens vier Meilen von der nächsten Grenze entfernt. Deshalb that der „König" einen zweiten Schritt, damit sich Niemand seiner Erpressung entziehe. Er verfügte, daß jeder Mensch im Lande, der über 9 Jahre alt sei, jährlich vier Metzen Salz verzehren müsse. Und wenn es auch nicht gebraucht wurde, mußte es doch gekauft werden, worüber sich jeder Hausvater durch ein s. g. „Salzbuch" ausweisen mußte. Stellte sich heraus, daß Jemand weniger gekauft hatte, als ihm zu „verzehren" vorgeschrieben war, so verfiel er in schwere Strafe. Wo in aller Welt ist je eine solch' nichtswürdige Plackerei vorgekommen?! (Vergl. Mirabeau und Mauv. II. 287 ff.)

Doch auch in's Ausland sollten noch „Geschäftchen" mit Salz gemacht werden. Am 3. Oktober 1772 gründete der Preußenkönig eine Gesellschaft zum Vertrieb des Seesalzes nach — Polen. Diese Gesellschaft erhielt ausgedehnte Privilegien, damit sie ihm nur ja einen reichen Gewinn eintrage. Unter anderem wurde ihr zu Liebe ein Zoll von fünfzig Prozent auf alles Holz gelegt, welches aus Polen nach Preußen eingeführt wurde, während nur das Holz, welches die „Gesellschaft" für ihren Gebrauch bezog, von allem Zolle befreit war. Trotzdem wollte dieses Geschäftchen nicht gedeihen. Die Polen bezogen ihr Salz von Wieliczka, und der königliche Handelsjude bekam schlechte Prozente, was für ihn um so

bitterer war, da er voll Habsucht 7/8 aller Aktien des Unternehmens für sich genommen hatte.

Da mußte denn der „Gesellschaft" auf andere Weise nachgeholfen werden: Am 3. Oktober 1772 hatte der König zugleich den Kaufleuten von Königsberg, Elbing, Memel und Braunsberg den ausschließlichen Verkauf alles Garnes, des Leinens, der Pottasche, des Lein- und Hanfsamens und des Wachses aus dem Fürstenthum Ermeland verliehen. Durch diese willkürliche Gewaltthat war mit einem Schlage der Erwerbszweig aller Derer, die bis dahin von dem Handel mit jenen Artikeln gelebt hatten, vernichtet, wie der Hohenzoller vorher durch die Gründung obiger „Gesellschaft" den Handel der Kaufleute genannter vier Städte, die sich vorher auf den Vertrieb des Seesalzes verlegt, geschädigt hatte. Sobald er aber merkte, daß die Aussichten seiner „Gesellschaft" doch nicht so glänzend seien, nahm er schon elf Tage später den Kaufleuten das verliehene Recht ganz ohne Weiteres gegen sein verpfändetes Wort theilweise wieder ab, indem er unter dem 14. Oktober 1772 das Stapelrecht auf alles Wachs im Umkreise von zehn Meilen von der Weichsel ebenfalls der „Gesellschaft" gab. Als Stapelplätze waren Bromberg und Fordon bezeichnet. Dorthin mußte alles Wachs aus dem genannten Bereich geschafft werden, um es der Gesellschaft zum Kaufe anzubieten. Konnte sich der Verkäufer mit letzterer über den Preis nicht einigen, so durfte er erst nach fünf Tagen mit seiner Waare wieder abziehen, aber nicht sogleich nach einem anderen Verkaufsplatze, sondern zunächst wieder nach dem Ursprungsorte. Läßt sich ärger gegen Recht und Eigenthum des armen Volkes freveln, als es der Preußenkönig in dieser Verfügung sich erlaubte? (Vergl. Mirabeau u. Mauv. II. 131 ff.)

Vom Salze griff die „landesväterliche Fürsorge" dieses edlen Preußenkönigs zum Tabak. Im Jahre 1765 kam ein Ausländer, Namens Rubeaud, der in Marseille Bankerott gemacht hatte, nach Berlin und unterhandelte mit dem „Spitzbuben Fritz" um ein Tabaks-Monopol. Er bot dem Könige eine Million Thaler jährlich und was that nicht dieser Hohenzoller für eine Million Thaler! Der Rubeaud bekam das Privilegium auf allen Handel mit Tabak in ganz Preußen, und Schinder und Schergen in beliebiger Zahl zur Verfügung, um das Volk im Namen des Königs zu quälen

und auszusaugen. Er hatte ausgedehnte Privilegien, seine Spürhunde durften sich alle möglichen Plackereien gegen die Bürger erlauben, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in die Häuser dringen und Alles durchsuchen und wehe dem Manne, bei welchem Tabak gefunden wurde, der nicht beim Rubeaud gekauft war!

Das Geschäft ging flott; Rubeaud schien reich zu werden. Sobald der „König" dieses merkte, brach er ihm Wort und Vertrag, nahm ihm das verliehene Recht, und verwaltete die neu erfundene Volksaussaugungs-Maschine selbst auf eigene Rechnung.

Derartige Beispiele trifft man überhaupt viele in seinem Leben. Man kann in Wahrheit sagen, daß fast Keiner mit ihm in Berührung gekommen ist, den er nicht auch betrogen hätte. Er schien nur darum die schlechtesten Schufte aller Herren Länder, Juden und in ihrer Heimath mißrathene und von dort entlaufene Fremdlinge so begierig zu suchen, um ihnen ihre Gaunerkünste abzulernen. Denn sobald er dadurch seine ohnehin so großartige Fertigkeit in der Volksaussaugung bereichert hatte, vertrieb er sie vertragswidrig und setzte ihr schändliches Treiben selbst fort. So ging es unausgesetzt von einem Versuche zum andern bis zu seinem Tode.

Doch nicht nur seinen Diebsgesellen brach er Wort und Verpflichtung, sondern aller Welt; sogar den eigenen Staatsbürgern. Was die Kaufleute der ostpreußischen Städte mit dem Wachs erfahren, hatten schon lange vorher die Bürger von Emden bitter empfinden müssen. Im Jahre 1764 verlieh er diesen unter dem Titel „ostindische Compagnie" das Recht zum ausschließlichen Alleinhandel nach Ostindien mit der ausdrücklichen königlichen Zusicherung, daß während voller zwanzig Jahre Niemand eine ähnliche Erlaubniß von ihm erhalten werde.

Aber kaum war der Vertrag abgeschlossen, noch waren nicht einmal die Aktien gezeichnet, da verlieh der herrliche Hohenzoller schon, im direktesten Widerspruche gegen sein schriftlich gegebenes „königliches Wort", dem Kaufmann Paul Hanssen im Geheimen die gleiche Erlaubniß für ein Schiff nach Ostindien gegen das Versprechen, dem Könige bei der Rückkehr 5000 Dukaten zu zahlen. Und in solchem Verruf stand der „König" bei seinem Volke, daß, sobald die Kauf-

leute in Emden dieses erfuhren, sie sofort das ganze Unternehmen erschreckt fallen ließen und auf das erhaltene „Recht" gänzlich verzichteten. Sie trauten ihrem preußischen „Landesvater" nicht und befürchteten nur **Betrug** von ihm. (Vergl. O. Klopp: Geschichte von Ostfriesland von 1744 bis 1815 p. 78.) Welch' ein erhabenes Zeichen von Herrschergröße!

Der König errichtete mit Staatsgeld Fabriken verschiedener Art, die noch dazu beitrugen, das unglückliche Land vollends zu ruiniren. Dabei bediente er sich ebenfalls fast ausschließlich der Juden und hergelaufener, verdorbener Ausländer. Nicht nur mußte das Volk zuerst das Geld für die Herstellung der Fabriken aufbringen, nicht nur thaten dieselben der Erwerbsthätigkeit mancher Staatsbürger schweren Eintrag, sondern ihrenthalben wurde auch geradezu der Nahrungszweig Tausender von Menschen vernichtet. Wer dem „Könige" nur irgend Aussicht auf Geld bot, erlangte ein Privilegium zum Alleinhandel auf gewisse Artikel. Auch sollte alles Geld im Lande bleiben. Es war verboten, sich Gegenstände aus dem Auslande zu beziehen, welche von irgend einem königlichen Günstlinge oder Juden im Inlande (gleichviel wie schlecht und theuer immer) fabrizirt wurden. Selbst der Großkanzler und Minister Cocceji bedurfte einer eigenen königlichen Erlaubniß, um sich 4 Fässer Bier im Jahre von Zerbst nach Berlin kommen lassen zu dürfen. Den Studenten war der Besuch anderer deutschen Universitäten verboten; wer sich herausnahm, auch nur ein Vierteljahr eine fremde Universität zu besuchen, hatte alle Hoffnung auf Anstellung im Staatsdienste verloren. Ja, der Preußenkönig untersagte sogar alle Reisen von Privatpersonen über die Grenze, es mußte auch dazu vorher seine persönliche Einwilligung eingeholt werden. Und auch in den seltenen Fällen, wo letztere ertheilt wurde, durfte der Kaufmann nur höchstens 250, der Adelige oder Offizier nur 400 Thaler mitnehmen. Im Uebrigen war jede Ausfuhr von Gold und Silber verboten. Läßt sich die Despotie weiter treiben? (Vergl. Mirabeau u. Mauvillon II. 78 ff., 199 ff. — Preuß: Urkundenbuch I. p. 93, 226, 305.)

Außer diesem Heere von Volksquälereien und Steuern gab es auch noch Zölle zahlreich wie Sand. Allein in der winzig kleinen Kurmark fanden sich 68 verpachtete Zölle

und 8 verpachtete Schleusen; dazu 29 nicht verpachtete Zölle und 6 nicht verpachtete Schleusen, welche der Staat selbst verwaltete. Und so im Verhältniß im ganzen Lande. Aller Handel lag denn auch darnieder; der „Spitzbube Fritz" hatte in seiner unersättlichen Habsucht an den Körper des öffentlichen Verkehrslebens so viele Blutegel angesetzt, daß das Volk verarmte und fast nichts mehr auszusaugen vorhanden war. Die Menge von Zöllen und Schleusen brachte daher auch nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe ein, in der Mark z. B. alle zusammen nur 130.000 Thaler und dieser Ertrag verminderte sich noch von Jahr zu Jahr, weil das Land eben immer ärmer wurde. (Vergl. Dohm IV. 422; — Mirabeau u. Mauv. I. 149., II. p. 240, 270, 397 ff.).

Außer der bereits erwähnten „ostindischen Compagnie" gründete der Preußenkönig im Jahre 1765 auch eine „levantische Compagnie", und zwar ebenfalls zu Emden. Er stattete sie aus mit dem Rechte des ausschließlichen Handels nach dem Morgenlande, der Einfuhr von Südfrüchten und aller rohen oder gesponnenen Baumwolle. Dadurch zerstörte er offenbar wieder die Lebensexistenz der Tausende von Menschen im Lande, die bisher von der Einfuhr oder dem Verkaufe jener Gegenstände direkt oder indirekt gelebt hatten. Damit der ehrliche Fürst die Gesellschaft aber stets in der Hand behielt und in steter Kenntniß ihres Gewinnes blieb, um, wenn es einträglich erschien, auch ihr den Vertrag brechen zu können, behielt er sich die Ernennung des Direktors vor, obgleich doch die Compagnie auf Aktien von Kaufleuten beruhete und deren Geschäfte durch diese betrieben wurden. Zum Direktor aber machte er einen Ausländer, Namens Clement, bestimmte ihm einen reichlichen Gehalt und erklärte ihn für unabsetzbar, damit er ihm desto treuer die Interessen der Aktionäre verkaufte und verrieth. (Vergl. O. Klopp: Geschichte von Ostfriesland von 1744 bis 1815, Seite 80; und Mirabeau u. Mauv. II. 75.)

Wenn auch der „Spitzbube Fritz" höchst unwissend war und in seinem ganzen Leben nicht gelernt hat, eine Zeile richtig deutsch zu schreiben, so wollte er doch Alles verstehen und mischte sich auch in Alles. Als er einst hörte, wie viel Geld jährlich durch die englische Bank gehe, wässerte ihm gleich der Mund. Wie lockend, wenn er auch eine solche

Bank in Berlin hätte und dieselbe dann plötzlich überfallen und ausrauben könne! Denn **nur daran** dachte er, wie er überhaupt **nie**, weder einem Staate noch im Privatleben, Treue und Glauben zu halten und fremdes Eigenthum zu respektiren gewohnt war. Doch wie sollte er eine Bank bekommen, er wußte ja nicht einmal, wie ein solches Institut einzurichten sei!

Zunächst wandte er sich an den Obersten Quintus Icilius und verlangte von ihm den Entwurf zu einer Bank. Aber der kannte das Ding so wenig, wie sein „allergnädigster" Herr und Meister und schrieb deshalb an einen Hamburger Geschäftsfreund. Der Hamburger, welcher wie alle Kaufleute den Preußenkönig gründlich haßte, erkannte sofort die günstige Gelegenheit, diesen zu rupfen. Er fertigte einen Entwurf und schickte mit demselben seinen Bruder, einen Advokaten, zum Hohenzoller mit der Erklärung: „Der Entwurf enthalte das Geheimniß aller Banken, aber — er koste 25.000 Thaler." Was sollte der „König" thun? Er wollte handeln, jedoch der Hamburger blieb fest und empfing die verlangte Summe, indem sich der edle Landesvater damit tröstete, das Geld schon wieder doppelt aus den Kaufleuten des eigenen Landes herauspressen zu können.

Nun wurde die „Bank" mit großer Ostentation zu Berlin in's Leben gerufen. Doch — *Niemand brachte Geld.* Da gab der König öffentlich die feierliche Versicherung, daß weder er noch seine Nachfolger jemals das Kapital der Bank angreifen würden. Aber dennoch blieben die Geschäfte höchst unbedeutend, denn vom *Vertrauen des Volkes auf ein Wort des Hohenzollern Friedrich II. war längst keine Spur mehr im Lande zu finden.*

Jetzt stieg dessen Zorn auf den höchsten Grad. Er berief alle ausländischen Schufte, die er als Volksaussauger im Dienste hatte, und fragte sie um Rath. Diese waren um einen Ausweg nie verlegen; wußten sie ja doch, mit welchen Vorschlägen sie sich das Vertrauen ihres Gönners am sichersten erwerben konnten und was dieser am liebsten hörte. Und so rieth ihm denn der Italiener Calzabigi den förmlichen **Bankzwang** mit solcher Schärfe einzuführen, daß bei schwerer Strafe die Vermittlung aller Zahlungen über 150 Thaler durch die Bank geschehen *müsse.*

Unbeschreiblich ist das Entsetzen und die Verwirrung,

welche durch diese Tyrannei in allen kaufmännischen Kreisen verbreitet wurde. Die Kaufleute in Holland und Hamburg und überhaupt im Auslande brachen sofort alle Verbindungen in Preußen ab, denn der „Spitzbube Fritz" nahm von den Leuten Gold und Silber, vermittelte aber die Zahlungen in — Papier; und mit preußischem Papiergelde, welches der herrliche Fürst jeden Tag für werthlos erklären konnte, wie er auch seine falsche Münze für werthlos erklärt hatte, wollte man sich nicht bezahlen lassen. Der letzte Rest von Privathandel, der sich auf dem Gebiete dieses Königs noch fand, war jetzt vernichtet. Von nun an schacherten nur noch die Inhaber der „königlichen" Monopole und Privilegien. (Vergl. Mirab. u. M. II. 163.)

Letztere aber wurden noch immer vermehrt. Den ganzen Handel nach und von Rußland hatte er einem einzigen Hause verkauft, und dieser Günstling durfte von allen Geschäften, die nach und von Rußland vermittelt wurden, für sich einen Zoll von 8 Prozent erheben. Die Waaren der auswärtigen Kaufleute, welche nur die Messe in Frankfurt an der Oder besuchten, belegte der „König" mit einem Zoll von 8 bis 30 Prozent. Die natürliche Folge war, daß auch diese so belebte Messe zu Grunde ging, indem selbst den polnischen Juden solche Plackerei zu arg war, dagegen aber die Messe von Leipzig in blühende Aufnahme kam, weil Sachsen auf jede Weise den Verkehr erleichterte und begünstigte. Sogar die auswärtigen Häuser, welche ihre Waaren durch das preußische Gebiet gehen ließen, suchte der würdige Hohenzoller durch Zollquälereien zu zwingen, bei den Schuften zu kaufen, welchen er das Privilegium des Alleinhandels gegeben hatte. Als er eines Tages erfuhr, daß ein Leipziger Oblatenhändler in Berlin angekommen sei, verbot er sofort die leipziger Oblaten in der Stadt. (Vergl. Preuß III. 49.)

Um nur Geld für neue Raubzüge zusammen zu bringen, wurden nicht allein alle möglichen Gegenstände zur Erpressung ausgebeutet, sondern auch die Bedürfnisse des Landes im höchsten Grade vernachlässigt. An Allem sollte gespart werden, denn $^{11}/_{12}$ aller Einnahmen verschlang das Kriegsheer von 187.000 Mann und das Militärwesen überhaupt. Selbst die nothwendigsten Landstraßen waren im schlechten Zustande. Nirgends reiste man beschwerlicher und theurer als in den Ländern des Preußenkönigs. Auch die

Post war an fremdes Gesindel verpachtet. An der Spitze standen drei verlaufene Ausländer, deren erstes Geschäft war, sofort alle Taxen zu erhöhen, die denn auch nirgends in der Welt so hoch standen als in Preußen. Die „königlichen Postwagen" waren roh auf die Axe genagelte offene Kasten, denn während in allen übrigen Staaten dieselben doch noch wenigstens mit einem Zeltdache überspannt waren, ließ der Hohenzoller die armen Reisenden auf seinen halsbrecherischen Wegen vollständig ungedeckt in Wind und Regen daher „fahren". Die drei Fremdlinge hatten kein anderes Ziel als nur einzig ihren Beutel zu füllen, und sie trieben dieses denn auch so ausgedehnt und schamlos, daß der „Spitzbube Fritz" in ihnen seine Meister fand, und daher den einen nach dem anderen wieder über die Grenze trieb, von ihnen aber die hohen Taxen und anderen Erpressungskniffe beibehielt. (Vergl. Preuß III. 21; Mirab. u. Mauv. II. 237.)

Man kann fest behaupten, daß kein Zweig der Industrie damals irgend Aussicht auf Gewinn bot, den nicht sofort der „Spitzbube Fritz" sich anzueignen und auszubeuten versucht hätte. Welchen Schaden dadurch die Privatgewerbthätigkeit litt, war ihm höchst gleichgültig. Im Gegentheil, wenn nur er das Geld hatte, mochten dann auch immer Tausende darüber zu Grunde gehen. Und dennoch hatte er mit seinen Operationen oft nur bittere Schaden, was dann natürlich durch desto größere Aussaugung des armen Volkes auf andere Weise wieder eingebracht werden sollte.

Die Habsucht trieb den „König" dazu, eigene Fabriken der verschiedensten Art zu errichten, wie bereits erwähnt wurde. Jedoch trotzdem er die wirklich lebensfähige Privatindustrie, soweit er zu gebieten hatte, diesen Blutigelanstalten zu Liebe despotisch vernichtete, so hatte er an seinen Fabriken doch nur Schaden. Es war auch schon darum nicht anders möglich, weil in Folge der Anziehungskraft, welche Gleichartigkeit der Gesinnung überall im Leben auszuüben pflegt, der „Spitzbube Fritz" auch nur spitzbübische Juden, sittenlose Fremdlinge und ähnliches Gesindel aller Art zu seinen Vertrauten auswählte, die ihn dann wieder nach besten Kräften betrogen.

Statt zahlreicher Beispiele wollen wir in dieser Hinsicht nur die Uhrenfabrik hervorheben.

Ein Schwindler, der Uhrmacher Huguenin aus Genf,

kam im Jahre 1765 zum „Könige" nach Potsdam und bot ihm die Lieferung einiger Uhren für das neue Schloß an, welches damals gerade gebaut wurde. Der Mann verstand zu schmeicheln und erkannte bald, wen er vor sich hatte. Er ging daher weiter und schlug dem Könige vor, ihm in Berlin eine eigene Uhrenfabrik errichten zu wollen, wenn — derselbe ihm nur das dazu nöthige Geld gebe. Der Preuße ging wie gewöhnlich in die Falle; war ja doch der Bittsteller ein Ausländer und sittenlos noch dazu, wie hätte er ihm da etwas versagen können. Er gab ihm 68.000 Thaler. Huguenin errichtete nun auch eine Fabrik, ließ Arbeiter von Genf und Neuschatel kommen, und füllte tapfer seinen Beutel mit Silberlingen. Als er deren genug zu haben glaubte, war er eines schönen Tages verschwunden. Aber auch jetzt öffnete der „Spitzbube Fritz" die Augen nicht über seine Vertrauten, die Spitzbuben. Er ließ sich vielmehr sofort von einem zweiten Fremdling Namens Truitte fangen, der das Ding in noch größerem Maßstabe zu treiben verstand. Er wußte dem „Könige" nicht nur 36.000 Thaler zur Wiederherstellung der Fabrik in Berlin, sondern auch noch weitere 37.000 zur Gründung einer zweiten Uhrenfabrik in Friedrichsthal zu entlocken. Damit brachte er zunächst ganz klug und weise sein Schäfchen auf's Trockne und erklärte sich dann — bankerott. Da gab der König nebst nochmaligem Geldopfer die Fabrik einem dritten Unternehmer, der es gerade so machte wie seine Vorgänger, wenn auch etwas feiner.

Das ist die Geschichte aller seiner „königlichen Fabriken". Sie dienten nur zur Bereicherung einiger Lumpen und das arme Volk mußte Alles zahlen. Doch das Schlimmste war noch, daß der König, sobald er eine Fabrik errichtete, allen „Unterthanen" den betreffenden Industriezweig verbot. Darin liegt erst recht die wahrhaft unverantwortliche preußische Tyrannei und moralische Schlechtigkeit der „königlichen" Schacherjuden-Geschäftchen. (Vergl. hierüber noch Allg. deutsche Bibliothek 105 Seite 81; Dohm IV. 407; Mirabeau u. Mauv. IV. 180, 312.)

Nach allen diesen historischen Thatsachen kann sich Jeder leicht ein Bild davon entwerfen, unter welch' entsetzlichen Zuständen das arme Volk während der Regierung dieses Preußenkönigs schmachtete, den die Geschichtsfälscher und Lumpen als den „Großen" zu bezeichnen sich nicht schämen.

Doch das Schlimmste an der Lage der armen Bürger und Bauern war noch, daß sie diesen ganzen empörenden Druck ganz allein tragen mußten, denn — der Adel war völlig steuerfrei. Er war ferner auch noch im ganzen bürgerlichen Leben auf Schritt und Tritt mit Vorrechten und Begünstigungen überhäuft, und das ganze übrige Volk unter die Despotie der Launen jener feinen märkischen und hinterpommer'schen Junker geknechtet. In ihrem Interesse erhielt der „Spitzbube Fritz" das Volk in der Leibeigenschaft unter dem Namen „Erbunterthänigkeit". Er sprach es bei jeder Gelegenheit offen aus: „nur der Adel habe Ehrgefühl, nicht aber der Bürger," und verbot deshalb den Offizieren die Heirath mit Töchtern bürgerlichen Standes. (Vergl. Preuß: Urkundenb. I. p. 21, 93.)

Der Adel hatte die obersten Beamtenkreise und alle Offizierstellen der Armee inne. Bei allen Veranlassungen trat der König das Selbstgefühl des Bürgerstandes mit Füßen, der grundsätzlich von Allem ausgeschlossen war. Auch später war es in dieser Hinsicht in Preußen noch nicht viel besser. Wenn auch nicht mehr in der Theorie, so doch desto mehr in der Praxis genießen die Junker alle möglichen Vorzüge, und man braucht nur einen Blick in die Quartierliste der „preußischen Armee" zu werfen, um sich zu überzeugen, wie sehr der Bürgerstand in allen höhern Chargen zurückgesetzt ist.

Wenn der ganze Adel gegenüber dem Bürgerstande privilegirt war, so machte der „Spitzbube Fritz" innerhalb des Adels selbst wieder besondere Unterschiede, je nachdem Einer in sein „herrliches Kriegsheer" eintrat oder nicht; denn gerade aus den ersten und reichsten Adelsfamilien des Landes trat Niemand in's Heer. Meistens thaten dieses nur die s. g. Betteljunker und die adeligen und fürstlichen Hurenkinder, von denen sich dann das ganze übrige Volk tyrannisiren und zertreten lassen mußte. Wie weit deren Anmaßung ging, zeigt folgender Vorfall: Bei einem Leichenbegängnisse verlangte ein elender Fähndrich, ein junges unbärtiges Büblein, den Vorrang vor dem Legationsrathe Grafen von Schwerin. Letzterer beklagte sich darüber beim Könige, doch dieser antwortete: „Die Sache könne gar nicht streitig sein, denn es verstehe sich von selbst, daß ein

Fähndrich im Range allen Legationsräthen vorgehe!" (Vergl. Mirabeau und Mauvillon IV. 249.)

Doch nicht allein steuerfrei war der Adel, so daß nicht einmal die „Regie" ihn mit ihren Abgaben, mit Zöllen und Accisen belästigen durfte, (Vergl. Preuß: Urkundenbuch III. p. 36 M. 76.), sondern er wurde auch noch förmlich gemästet vom Schweiße der übrigen Stände. Zunächst waren ihm die Bauern leibeigen, wie bereits bemerkt worden. Dazu kam das Privilegium des Getreidehandels (s. Seite 79 unten). Aber das Alles genügte dem „Könige" noch nicht; gewöhnlich gab er dem Adel auch noch mit vollen Händen von dem Gelde, das er von den Bürgern und Bauern als „Steuer" erpreßt hatte, zur Bezahlung seiner Schulden. Förmliche Creditkassen wurden für den Adel auf Kosten des Staates gegründet. Der schlesische Adel erhielt außerdem in einem Jahre baar 300.000 Thaler, der pommersche eben so viel und die Junker der übrigen Provinzen im Verhältniß. Dazu bekam er Geld aus der Staatskasse geliehen, so viel er nur brauchte und diese Darlehen blieben dem s. g. „Edelmanne" ungekündigt und er brauchte sie nur mit einem Prozent zu verzinsen.

Und den König, der so ungeheuer gegen die ewigen Menschenrechte der Gesammtheit wie des Einzelnen frevelte; unter dessen Regierung die Bewohner des Landes ärger gedrückt und in jeder Weise geplagt waren, als je ein Ländchen in ganz Europa in den letzten Tausend Jahren; — den nennen die Staatsprofessoren den „Großen"! Läßt sich die Ehrlosigkeit und systematische Lüge weiter treiben, als sie in einer solchen Fälschung der Wahrheit der Geschichte zu Tage tritt?!

IX.

Ausrottung jeder Spur von Freiheit und Recht im Lande. Der Geheime Finanzrath Ursinus. Unterdrückung der verschiedenen Religionsbekenntnisse. Rechtlosigkeit der Katholiken und Juden unter der Regierung dieses Preußenkönigs. Ausspruch Lessings.

Schon die in den vorigen Abschnitten angeführten zahlreichen Thatsachen dürften bis zur Evidenz beweisen, wie es auch mit den Rechtsverhältnissen des armen Volkes bestellt war, welches das Unglück hatte, Friedrich II. seinen Herrn zu nennen. Wie hätte es auch anders sein können in einem „Staate", der nichts als die krankhafte Schöpfung von Verbrechen und Reichsverrath war und demgemäß auch sein ganzes Thun und Treiben nur auf die Verübung neuer Verbrechen, sogar auf Beraubung des deutschen Kaiserhauses, richtete.

In welchen Gefühlen müssen die unglücklichen Bewohner dieses Landes damals geschmachtet haben! Jeder gesunde Mann war keinen Augenblick, weder bei Tage noch bei der Nacht sicher, daß er nicht ergriffen und in die Folterkammer, „preußische Armee" genannt, gesteckt wurde, um unter Stockhieben und Spießruthenlaufen sein Leben zu vertrauern. Der Bauer sah sich mit höchster Ungerechtigkeit auf Schritt und Tritt gedrückt durch schmachvolle Leibeigenschaft. Der Kaufmann fühlte die ganze Staatsregierungsmaschine nur als ein Mittel, ihm unter tausend Gaunerkünsten sein Geld zu rauben. Seine Geschäfte mußten täglich fürchten, plötzlich durch irgend einen despotischen Machtspruch des „Königs" zerrüttet, und als „Monopol" irgend einem hergelaufenen ausländischen Schufte ohne Weiteres übergeben zu werden. Niemand war seines Erwerbszweiges gewiß, die frevelhaftesten Eingriffe in die Rechte des Einzelnen von Seiten der Regierung waren an der Tagesordnung. Der Bürger und alle Stände, mit einziger Ausnahme des übermüthigen Junker-

thums, waren von Blutigeln und Gelderpressern über und über bedrückt, die unter tausenderlei Vorwänden, Steuern, Zöllen, Accisen, Monopolen, Stapelrechten u. s. w. auf die ungerechteste Weise sie an den Bettelstab zu bringen und ihr Eigenthum in den „Kriegsschatz" des „Königs" zu liefern strebten, damit dieser Geld zu neuen Raubzügen habe, um die Gebiete der Nachbarfürsten zu überfallen.

Und wehe dem, der auch nur ein Wort von Unzufriedenheit über eine solche schmachvolle Banditenregierung äußerte! Mit Stockhieben bis zum Tode und dem Schwerte des Henkers wurde jeder Schrei der Verzweiflung des armen Volkes erstickt; das Geringste war lebenslängliche Zwangsarbeit auf der Festung. Und dieses traf nicht nur die unteren Stände, sondern auch Männer von angesehener Lebensstellung und Bildung, wenn nur ein Wort des Tadels oder der Klage aus ihrem Munde kam. Recht und Gerechtigkeit war unter der Regierung Friedrich II. absolut aus dem Lande verschwunden, so daß auch nicht ein Schatten davon zurückgeblieben, sobald die Tyrannei des Königs und seine und seiner ausländischen Lumpen Geldgier irgend wie bei einer Sache interessirt schien. Und dieses wurde mit jedem Jahre ärger.

Bereits 1746 ließ der Hohenzoller zu Spandau den Geheimenrath Färber **hinrichten**, nur weil derselbe ihm mißliebige politische Schriften gelesen hatte. Läßt sich der Despotismus weiter treiben? Ja, bis über seine Grenzen hinaus verfolgte der Preußenkönig jede freie Meinungsäußerung, wo er nur konnte. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist folgende historische Thatsache: In Erlangen war ein Zeitungsredakteur, der die Reichsverräthereien des Preußenkönigs als das zu bezeichnen gewagt hatte, was sie waren. Letzterer schnaubte vor Wuth und forderte sofort von der dortigen Landesregierung, den Redakteur exemplarisch zu bestrafen. Die Sache ist ihm so wichtig, daß er eine ganze Reihe Briefe in derselben schreibt. Endlich gab man nach, und ließ dem Preußenkönige zu Gefallen den Redakteur einsperren. Doch das genügte jenem nicht, dem armen Manne sollte mehr geschehen. Um der erbärmlichen Geschichte ein Ende zu machen, ließ man den Redakteur nun aus dem Gefängnisse ausbrechen und entfliehen. Aber jetzt behauptete der Hohenzoller, das sei absichtlich geschehen, und ruhete noch

nicht. Mehr als zehn Jahre trug er dem Ehrenmanne, der nur die Wahrheit gesagt hatte, Haß und Rache nach und lauerte auf eine Gelegenheit, letztere zu befriedigen. Endlich, nach mehr als zehn Jahren, glaubte er diese gefunden zu haben. Es war im siebenjährigen Kriege. Da sandte 1758 der herrliche Hohenzoller ein eigenes Streifcorps nach Erlangen, um dort den betreffenden Zeitungsredakteur, der an die Sache vielleicht längst nicht mehr dachte, zu überfallen. Der schon erwähnte berüchtigte v. Kleist, der gewöhnlich solche Aufträge erhielt, commandirte die Truppe. Es gelang ihm auch wirklich, den armen Mann zu fangen und er ließ ihn beinahe todt prügeln, gemäß dem Befehle des „Königs". Denn so streng und grausam war in dieser Hinsicht dessen Instruktion, daß v. Kleist für nöthig fand, sich von dem unglücklichen Redakteur eine förmliche Quittung über die Zahl der Stockprügel, die er empfangen, ausstellen zu lassen, damit nicht auch ihn der Vorwurf seines Herrn und Meisters treffe, daß er etwa zu gelind gewesen sei. Die Situation aller Untergebenen des Tyrannen, selbst der Generale, war in der That höchst gefährlich. Leicht war seine Ungnade verwirkt, und, wer bei diesem Wütherich in Ungnade fiel, der war verloren, ohne Recht und Gerechtigkeit, ohne Verhör und Untersuchung. Zum Beweise hierfür sei hier nur an das ebenfalls geschichtliche Beispiel des Freiherrn Friedrich v. d. Trenck erinnert, den er ohne Urtheil und Richterspruch, einzig weil er ihm mißliebig war und selbstständig dachte, unschuldig über zehn Jahre lang zu Magdeburg gefangen hielt; und zwar in einem schauerlichen Gefängnisse, an Händen, Füßen und um den Leib mit 68 Pfund schweren Fesseln angekettet. (Vergl. Trenck's sämmtl. Schriften, 8 Bde, Wien 1786; ferner in Betreff des Erlanger Redakteurs Oeuvr. XXVII. 1. p. 129, 142; Preuß: II. 259 ff.).

Sonst gilt es als vorherrschende Regel in der Welt, daß gewöhnlich die untergeordneten Werkzeuge viel schlimmer sind als ihr Herr, und diesen aus Servilismus in Ausführung seiner Befehle an Härte noch zu überbieten pflegen. Beim Preußenkönige Friedrich II. aber herrschte das umgekehrte Verhältniß. Der ließ sich ausdrücklich die grausamsten und gewissenlosesten Menschen, die nur aufzutreiben waren, aus dem Auslande kommen und überlieferte ihnen sein Volk

zur himmelschreienden Aussaugung und Mißhandlung, weil er, wie sogar sein Verehrer Dohm bekennt (Vergl. Dohm IV. 512) in Deutschland gar keine Schergen in hinreichender Anzahl finden konnte, die so gewissenlos gegen die Bürger und Bauern wütheten, wie er es verlangte.

Ja, in der Geschichte des „Spitzbuben Fritz" sucht man vergeblich nach Beispielen, daß er je einen Volksschinder getadelt, und die Lasten des Landes gemildert habe. Dagegen aber findet man während seiner ganzen Regierungszeit Beispiele in Menge, daß er nicht nur immer die herzlosesten Kreaturen als „Beamten" auswählte, sondern diese auch noch stets zur Härte, namentlich zur rücksichtslosesten Erpressung ungerechter Steuern, antrieb. Es ist sogar eine unläugbare Thatsache, daß Niemand sicherer sich der Ungnade dieses Hohenzollern überlieferte, als derjenige Beamte, der nur eine Spur von Gerechtigkeitsgefühl, Rücksicht und Gewissen zu Gunsten der Staatsbürger zeigte.

Wir wollen diese Behauptung hiermit bis zur Evidenz beweisen:

Als vollends nach dem siebenjährigen Kriege die Volksaussaugung des Königs alle Grenzen der Vernunft und Billigkeit überschritt, und in Folge dessen Handel und Gewerbe im Lande völlig zu Grunde gingen, empfand dieses auch natürlich der unersättliche Urheber alles Unglücks; denn — Zölle und Abgaben brachten weniger ein, weil der geschäftliche Verkehr vernichtet war. Ein gerechter Fürst hätte wenigstens bei dieser Erscheinung die Lasten des Volkes erleichtert und das Uebel durch Verstopfung der Quelle geheilt. Nicht so der Preußenkönig. Dieser ließ den Minister Jariges kommen und warf ihm vor, daß das Volk zu sehr geschont, namentlich gegenüber der Zahlungsunfähigkeit der Kaufleute zu viel Nachsicht bewiesen werde. Vergebens vertheidigte der Minister das Verfahren der Gerichte, der König war für Wahrheit und Gründe nicht empfänglich; die ohnehin bereits unerträgliche Drangsalirung des Volkes sollte nach seinem Willen vielmehr noch verschärft und die Grausamkeit noch erhöht werden.

Und so geschah es dann: Es wurde namentlich den Gerichten befohlen, mit eintretender Zahlungsunfähigkeit auch nicht das mindeste Erbarmen mehr zu zeigen, sondern rücksichtslos zu strafen. Doch dadurch wurde das Elend nur erst

recht noch größer und statt der erwarteten Steigerung der Einnahmen trat eine noch viel bedeutendere Verminderung derselben ein, als vorher. (Vergl. Preuß: Urkundb. III. 86.)

Da blieb denn dem „Könige" zuletzt nichts übrig, als nach dem Rathe seines Ministers die Quelle des Uebels untersuchen zu lassen. Das General-Direktorium der Finanzen erhielt hierzu Befehl. Eine umfassende Untersuchung wurde angestellt und das Resultat war ein sehr gründliches Gutachten, welches von den Ministern Blumenthal und Hagen unterzeichnet, dem Könige übergeben wurde.

Dieses Aktenstück ist vom höchsten Werthe, denn es zeigt evident, wie selbst die eigenen Minister des Preußenkönigs dessen Volksaussaugung beurtheilten; es beweist der unparteiischen Geschichte, wer einzig und allein der Urheber alles Elends war, womit unter dessen Regierung das Volk bedrückt wurde; es zeigt überhaupt, wie der Hohenzoller die Wahrheit aufzunehmen und die ehrenhafte Pflichterfüllung eines Beamten zu erwidern gewohnt war. Wir werden das Dokument Schritt vor Schritt durchgehen.

Die Minister scheinen in Voraus gewußt zu haben, welcher Gefahr sie sich gegenüber ihrem Tyrannen aussetzten, wenn sie die Wahrheit sagten. Sie gaben dieses in der Einleitung klar zu verstehen. Sie weisen auf Pflicht und Gewissen hin, ferner auf den ausdrücklichen Befehl des Königs, indem sie es wagen, die wirkliche Wahrheit leise zu berühren. Erst nachdem sie dieses vorausgeschickt, gehen sie in sichtlicher Angst an's Werk.

Zunächst constatiren sie, daß nicht auf den Krieg die Schuld der Zerrüttung aller Geschäfte falle, sondern daß erst seit $1\frac{1}{2}$ Jahren (der Bericht ist vom Jahre 1766) alle Fabriken stille stehen. Schon dieses ist bezeichnend. Also so gesund und solid war die Industrie gewesen, daß sie selbst die Stürme des siebenjährigen Krieges überlebt hatte; wie viel fluchwürdiger ist also die Raubsucht eines „Landesvaters", welche sie selbst noch nach dem Kriege, einzig um Geld zu erpressen, zum Falle brachte!

Als Ursachen bezeichnen die Minister sodann die Theurung der nöthigsten Lebensmittel (Monopol des Getreidehandels), sowie des Brennholzes, welches der „gute König" ebenfalls, wie bereits früher bemerkt, als Volks-

aussaugungsquelle den Juden verpachtet hatte. Darnach trifft ihr Tadel die s. g. „levantische Compagnie"; und wahrlich mit großem Rechte weisen sie darauf hin, daß es offenbar nicht befremden könne, daß, nachdem diese alle Fabrikanten von Baumwollwaaren von sich abhängig gemacht, neben ihr keine Privatgewerbthätigkeit mehr aufkommen könne.

Nun sagen sie dem „Könige" ebenso ehrlich und offen den Grund, weshalb aller Handel an der Ostseite seines Landes aufgehört habe; nämlich dadurch, daß er den ganzen Handel nach und von Rußland einem einzigen Hause verpachtet habe, welches außer allen übrigen Plackereien für sich einen Zoll von 8 Prozent von allen Gegenständen erhebe. Das sei unerträglich, und überhaupt sei es gegen die Natur des Handels, die Kaufleute zwingen zu wollen, nur von einem einzigen Hause ihre Waare zu beziehen. Daß fremde Kaufleute preußisches Gebiet fürchten und meiden, sei keineswegs auffallend, nachdem der König sogar auch diese zu zwingen gesucht, ausschließlich bei dem Hause zu kaufen, dem er das Privilegium des Alleinhandels gegeben.

„Alle die eingeführten Monopole sind dem Handel höchst schädlich," schließen die Minister diesen Abschnitt, um sodann insbesondere zum Tabaksmonopol überzugehen und die zahlreichen Nachtheile zu schildern, die dasselbe dem Lande zufüge. Darauf beleuchten sie die „Regie" und die drückenden Abgaben von allem Fleische, welches gekauft werde, wodurch natürlich das Volk schwer beeinträchtigt würde.

Jetzt besprachen sie in der Denkschrift die hohen Zölle aller Art, welche den Transithandel vernichtet. Leidlich habe es noch gegangen bis 1764; aber als da der König nochmals eine Erhöhung der Abgaben befohlen, habe der Handel aufgehört. Sogar der Waarentransport von Hamburg in's Innere Deutschlands nehme den Umweg über Lüneburg und Braunschweig, und vermeide das preußische Gebiet. Und seitdem der König für die Artikel aus Polen und Sachsen allein den Durchgangszoll bis zu 30 Prozent heraufgeschraubt, sei auch nach dieser Richtung hin Todtenstille im geschäftlichen Leben eingetreten; selbst die Messe zu Frankfurt an der Oder sei dadurch verödet und der Handel habe sich von dort nach Leipzig gewandt, zumal Sachsen und Oesterreich nicht nur die Zölle vermindert hätten, in dem-

selben Grade als der Preußenkönig sie erhöhe, sondern auch ihre Landstraßen in gutem Stande hielten, was in Preußen nicht der Fall sei. Hierbei tadeln dann auch die Minister die hohen Sätze im Post- und Fuhrwesen.

Und dann kommen sie zur Hauptsache, zum „Bankprojekt" des Königs. Sie sagen ihm unverholen, daß es nirgends in der Welt je sei gehört worden, das Volk zwingen zu wollen, jedes Kapital über 150 Thaler an die „Bank" auszuliefern. Das habe mit einem Schlage allen Credit des preußischen Handelsstandes vernichtet, alle Geschäfte mit Schrecken gelähmt. Jeder habe sich beeilt, sein Geld über die Grenze zu flüchten, ehe es ihm geraubt werde. Denn zu dem „königlichen Bankpapiergelde" habe man weder im Inlande noch im Auslande irgend welches Vertrauen (was wahrlich in Anbetracht der fortwährenden Münzfälschungen des „Spitzbuben Fritz" sehr erklärlich war). — Deshalb werde denn das „Bankprojekt" nur allgemeines Verderben bringen und nur die ausländischen Betrüger, die der König an die Spitze gestellt, bereichern. Zum Schlusse war die moralische Verworfenheit dieses Gesindels der Wahrheit gemäß geschildert. —

Hier hatte also der Preußenkönig die reine Wahrheit, sogar aus den Händen seines Ministeriums. Wenn er also auch nur noch in irgend einer Beziehung für Recht und Gerechtigkeit empfänglich und besserungsfähig war und nicht grundsätzlich die Volksaussaugung, überhaupt das Böse wollte, mußte er diesem Vortrage Gehör schenken und seinen Inhalt berücksichtigen. Waren ja doch die Wahrheiten desselben so evident, daß von deren Widerlegung mit ehrlichen Gründen gar nicht die Rede sein konnte.

Doch man höre, was der „König" that; es ist bezeichnend für seine Natur und den Charakter des ganzen Preußenthums, welches in gleicher Weise stets verfuhr; wenn auch, je nach dem Geiste der Zeit, die äußern Formen dieser „königlich preußischen Gerechtigkeit" verschieden sind.

Den Bericht der Minister erhielt der König am 1. Oktober. Schon am folgenden Tage empfing das Ministerium seine eigenhändige Antwort und diese lautete im Styl dieses „Spitzbuben", der bekanntlich vor lauter reichsverrätherischem Conspiriren mit dem Auslande nicht einmal richtig deutsch schreiben konnte, Buchstabe für Buchstabe also:

„Ich erstaune über der impertinenten Relation so sie mir schicken, ich entschuldige die Ministres mit ihre Ignorence, aber die Malice und corruption des Concipienten muss exemplarich bestraffet werden, sonsten bringe ich die Canaillen niemahls in der Subordination."

(Vergl. Preuß: Urkundenbuch III. 102 ff.; wo Alles wörtlich zu lesen ist.)

Jeder Zusatz ist da wahrlich überflüssig. Das Musterbeispiel königlich-preußischer Moral spricht laut für sich selbst. Auf die Gründe, welche der ministerielle Bericht in solcher Menge vorführte, geht der „herrliche König" gar nicht ein, die constatirten Thatsachen schweigt er todt, den offenbaren Beweis der Wahrheit ignorirt er wissentlich und vorsätzlich, und, mit offenbar bewußter Bosheit, nennt er den Umstand, daß seine Räthe überhaupt gewagt haben, ihm die evidente Wahrheit zu sagen, „Corruption" und letztere selbst „Canaillen". Den Geheimen Finanzrath Ursinus aber, der als Ehrenmann das Schriftstück verfaßt, ließ er dafür auf Lebenszeit, wie einen gemeinen Verbrecher **zu Spandau die Karre schieben.** Das war königlich-preußisch-hohenzollersche Gerechtigkeit! Jeder bismarck'sche Preßbube ist herausgefordert, die Thatsache zu läugnen, wenn er kann. Selbst der Professor Preuß, ein ausschweifender Lobhudler des Königs, berichtet sie in der Weise, wie wir sie hier schildern. —

Man hat Friedrich II. Toleranz nachgerühmt, und führt dafür mit Vorliebe das Wort an: „In meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden." Der Geschichtsforscher findet jedoch sofort, daß auch in dieser Hinsicht, wie in Allem, ein direkter Gegensatz zwischen den **Worten** des Königs und seinen **Thaten** besteht. Seine Worte waren, wie auch seine Schriften, stets nur auf Täuschung des Volkes berechnet und eben so falsch, als seine Münze; die wirklichen Handlungen dagegen in jeder Hinsicht der Ausdruck entschiedenster Tyrannei. Wir wollen das auch in diesem Punkte nachweisen.

In der dritten Abtheilung dieser Arbeit haben wir bereits aus den eigenen Schriften des Königs constatirt, daß er persönlich ein vollendeter Verächter des ganzen Christenthums und absolut gottlos war. (Oeuvr. XXI. p. 201. und Oeuvr. VII. 133.)

Ebenso zeigen gleichfalls seine selbst geschriebenen Bekenntnisse, daß er auch am Protestantismus nur das einzige „Gute" findet, daß Luther und Calvin — die übrigens, wie er wörtlich beifügt, höchst armselige Menschen gewesen seien — die Fürsten vom Joche der Priester befreit und ihnen Gelegenheit gegeben hätten, die reichen Kirchengüter zu rauben. (Zu finden Oeuvr. XXI. 64, Brief vom 14. Mai 1737.) Es ist überhaupt interessant, die Briefe zu lesen, welche der „Spitzbube Fritz" gerade über religiöse Gegenstände an Voltaire, an Jordan, an d'Alembert und manche Andere geschrieben hat. Da spottet er in der niedrigsten Weise über Alles, was ihm als Protestant doch ehrwürdig hätte sein müssen. Sein Buch, worin er einen Auszug aus der Kirchengeschichte Fleury's gab, und sich die gemeinsten Schmähungen gegen das Christenthum erlaubte, ließ man zu Bern öffentlich durch den Henker verbrennen. (Vergl. Oeuvr. VII. p. XIV.) Berlin galt unter seiner Regierung in ganz Europa als die Brutstätte aller Schlechtigkeit.

Dabei war er aber weit entfernt, dem einzelnen Individuum zu gestatten, für seine Person nach Belieben der Religion zu pflegen. Versammlungen zur Privatandacht verbot er strenge, selbst wenn sie in Privathäusern gehalten wurden; und als sich zu Treptow eine neue Sekte bilden wollte und der Geistliche des Ortes, welcher an der Spitze derselben stand, eine auffallende Predigt gehalten hatte, ließ der König ohne Weiteres die Urheber der Sache ergreifen und weg transportiren; wahrscheinlich in irgend eine Festung oder in ein Zuchthaus. (Vergl. Preuß. I. 33. von 1746.)

Charakterisirend für den Tyrannen ist ferner sein Benehmen gegen die Universität Halle. Die Behörden derselben berichteten ihm im Jahre 1745, daß das dortige Theater Veranlassung zu gröbstem Unfuge, zu zahlreichen Schlägereien und Verwundungen unter den Studenten sei (wegen der damit verbundenen Dirnen), und stellten demgemäß die Bitte, daß zum Besten der Universität und Sittlichkeit die Schauspielertruppe entfernt werden möge. Doch da antwortet der Hauptrepräsentant des damaligen königlich-hohenzollerschen Freiheitsgeistes: der Universitätsprediger, welcher im Interesse der Sittlichkeit gegen gewisse Vorfälle, zu denen das Schand-Theater Veranlassung gegeben, gepredigt, solle dafür den Studenten öffentlich Abbitte leisten; die Schauspielerbande

nicht nur nicht entfernt, sondern der Geistliche sogar gezwungen werden, selbst den unsittlichen Vorstellungen beizuwohnen, und ihm (dem „Spitzbuben Fritz") solle das Attest vom Comödianten darüber geschickt werden, daß der Prediger da gewesen sei." So war dieser „König" also geradezu in Ausübung seiner Regierungsthätigkeit der **Patron der Unzucht**; er **wollte** es, gegenüber dem ausdrücklichen Gutachten der Universitätsbehörde, daß eine Truppe hergelaufenes Gesindel die Universitätsjugend moralisch corrumpire, ja, er zwang den Geistlichen, der pflichtgemäß gegen die Verführung gepredigt, deshalb Abbitte zu leisten. Also Abbitte leisten sollte das Princip der Sittlichkeit bei der Unzucht, weil es der Verbreitung dieser Pest zu wehren gesucht. Das war die Art, wie Friedrich II. von Preußen das Land „regierte!" Jetzt weiß doch das Volk, weshalb gewisse Classen von Leuten ihn als „den Großen" preisen und was das für Menschen sind.

Noch mehr, der Geistliche wurde sogar gezwungen, selbst den Aufführungen der Unsittlichkeit beizuwohnen; und die Sache war dem „Könige" so wichtig, daß er sich darüber das Attest vom Comödianten schicken ließ. In dem Befehle darüber nannte er die Universitätsbehörden, welche die Entfernung des Aergernisses verlangt hatten, „Muckerpack" und den Universitätsprediger Franke insbesondere, einen „Schurken". Das war also die Toleranz, die der Hohenzoller Friedrich II. übte, und so ließ er beiden Protestanten „Jeden nach seiner Façon selig werden," daß er sogar den Prediger mit Gewalt zum Anschauen des Aergernisses und der Verführung zwang.

Sehen wir jetzt, wie er es den übrigen Confessionen machte. Zunächst den Katholiken. Bis zum Jahre 1740 gab es mit Ausnahme des ehemaligen deutschen Ordenslandes Preußen nur wenige Katholiken auf seinem Gebiete. Das änderte sich durch die „Eroberung" von Schlesien und eines Theiles von Polen. Doch gelang es dem Preußenkönige nicht, diese Länder bedingungslos zu rauben. Wie schon sein ebenbürtiger Vorfahrer der Kurfürst Friedrich Wilhelm für das Ordensland Preußen im Vertrage zu Wehlau im Jahre 1657, die förmliche Verpflichtung hatte eingehen müssen, in keiner Weise die Rechte und Güter der katholischen Kirche auf diesem Gebiete zu beeinträchtigen, so mußte der

„Spitzbube Fritz" im Frieden zu Breslau für Schlesien das Gleiche geloben.

Doch was kümmerte sich dieser Hohenzoller um Recht und Vertrag. Sobald er sich im Besitze Schlesiens sah, verfügte er durch eine „Cabinetsordre" vom 11. Oktober 1741 als Principium regulativum ein für allemal, daß die Stellen des ersten Bürgermeisters, der Syndici und Kämmerer selbst in katholischen Städten absolut nur mit Protestanten besetzt werden dürften; Katholiken aber höchstens nur eine Rathsstelle erhalten könnten. Diese Anordnung wurde in der Praxis auf das ganze „Königreich" ausgedehnt. Als der Magistrat von Eilau im Jahre 1786 einen Katholiken zum Stadtrichter erwählte, versagte der „König" die Bestätigung. Selbst in katholischen Gegenden galten die Katholiken nicht im Geringsten als gleichberechtigt mit den Protestanten. Durch eine Verfügung vom 5. Mai 1786 wurde die Ordre von 1741 auch noch für alle Staatsstellen dahin verschärft, daß als einzeln verantwortliche Beamte gar keine Katholiken zu nehmen seien, nur höchstens in Collegien, die aus mehreren Mitgliedern bestehen, sei als Ausnahme ein Katholik zu verwenden erlaubt. (Vergl. Preuß: III. 187. ff.) Und so blieb es in Preußen bis in unser Jahrhundert; die Katholiken waren ausgeschlossen von allen Stellen und Aemtern. Erst im Jahre 1825 wurde der erste katholische Assessor beim Kammergerichte in Berlin angestellt.

Und wer sich näher darüber zu orientiren wünscht, wie es in diesem Betreff jetzt in Preußen aussieht, der lese nur das 1862 in Freiburg i. B. erschienene Schriftchen: „Beleuchtung der Parität in Preußen auf dem Gebiete des hohen und mittleren Unterrichtes."

So stand es mit den bürgerlichen Rechten der Katholiken. Aehnlich verfuhr der „Spitzbube Fritz" mit ihren Gütern. Er hatte vertragmäßig gelobt, sie nicht zu rauben. Sofort nach der Besitznahme von Schlesien wurde aber auf die Güter des Bischofs von Breslau und des Domkapitels, sowie aller Klöster eine **Grundsteuer von 50 Prozent** des jährlichen Reinertrages gelegt. Wenn man bedenkt, daß dazu nun noch alle die übrigen direkten und indirekten Steuern kamen, so dürfte sich nicht bestreiten lassen, daß der König so viel nahm, daß den Berechtigten nichts übrig blieb.

Selbst das innere kirchliche Leben der Katholiken beeinträchtigte der Hohenzoller. Er maßte sich an, Feiertage aufzuheben; ja, der Tyrann griff so sehr in die Gewissensfreiheit und Menschenrechte ein, daß er bei schwerer Strafe befahl und die Leute zwang, an diesen rechtswidrig aufgehobenen Feiertagen zu arbeiten. Auch verbot er, an denselben in den Kirchen einen vollständigen Gottesdienst zu halten, die Messe mußte spätestens um 8 Uhr schon beendigt sein.

Den Kardinal Sinzendorf, Fürstbischof von Breslau, vertrieb er gewaltsam von seinem Sitze. Später hatte dessen Nachfolger Schafgotsch dasselbe Schicksal; beide, weil sie in seinen Diensten nicht die Religion und Moral fälschen und zum Werkzeuge seiner Schandthaten entstellen wollten. In welcher Weise der Tyrann dieses verlangte, zeigt in wahrhaft überzeugender Weise sein Verfahren gegen den Jesuiten Faulhaber.

Ein Soldat war desertirt, wurde aber leider von den Schergen des Hohenzollern wieder eingefangen und zum Spießruthenlaufen bis auf den Tod verurtheilt. Der „König" hatte den Priestern befohlen, zu lehren, die Desertion aus seiner Räuberbande sei eine so große Sünde, daß sie gar nicht könne vergeben werden. Demgemäß ward ein jeder Deserteur, den man wieder einfing, in der Marter darüber inquirirt, mit welchem Priester er in Berührung gekommen, ob er diesen auch über die Desertion gefragt und was derselbe geantwortet habe?

Es bekannte nun jener Deserteur, er habe allerdings dem Jesuitenpater Faulhaber gebeichtet und diesen auch nach Vorschrift in der Beicht gefragt: „ob wirklich die Desertion eine so große Sünde sei, daß sie gar nicht könne vergeben werden?" Darauf habe der Pater ihm geantwortet: „Eine große Sünde sei die Desertion schon, aber in der Beicht könne sie trotzdem Vergebung finden."

Sofort ließ, nach diesem Bekenntnisse des Soldaten, der General Fouque den Jesuiten ergreifen und in's Gefängniß werfen, während die Sache an den König berichtet wurde. Und dieser Hohenzoller Friedrich II. erließ darauf folgenden Befehl: „Man hänge den Pater Faulhaber ohne ihm vorher den Empfang der Sakramente zu gestatten."

So geschah es denn. Der Priester wurde an den Galgen gehängt, neben die Reste eines Verbrechers, der schon ein halbes Jahr dort gehangen hatte. (Zu finden Preuß: III. 237.)

Diese That charakterisirt jenen Hohenzollern, sie beweist, wie er die Moral verfolgte und die Priester zur Fälschung derselben zu zwingen suchte. Die Antwort, welche der Jesuit dem Soldaten gegeben hatte, war selbst vom Standpunkte der Regierung absolut unanfechtbar; dieselbe konnte unter keinen Umständen mehr verlangen, als daß der Geistliche die Desertion als „große Sünde" anerkannte; daß er aber gezwungen sein sollte, zu lehren, sie könne gar nicht vergeben werden, war ein Akt der ärgsten Gewissenstyrannei und Corruption, denn nach katholischer Lehre kann jede Sünde vergeben werden, wenn der Sünder nur die beim Empfange des Bußsakramentes vorgeschriebenen Bedingungen in gehöriger Weise erfüllt.

Ja, man kann mit größtem Rechte behaupten, der Jesuit hatte in seiner Antwort sogar bereits zu Gunsten des Königs seine Pflicht verletzt. Denn ob die Desertion eines widerrechtlich Geraubten, ungerecht Behandelten, lediglich zum ungerechten Zwecke, nämlich zu Eroberungskriegen, Bestimmten — vom Standpunkte der Moral nur überhaupt eine Sünde genannt werden durfte, dürfte mindestens noch sehr die Frage sein. Denn ein erzwungener Eid bindet nicht; und als Werkzeug zu Sünden, zu Mord und Raub, darf sich der Christ selbst vom legitimen Herrscher nicht einmal verwenden lassen, wie viel weniger also vom räuberischen Usurpator, welchem gegenüber es nach der Lehre des hl. Thomas v. Aquin überhaupt gar keine Unterthanen-Verpflichtung gibt.

Uebrigens konnten an jenem Beispiel die Katholiken ganz treffend den Preußen-Charakter erkennen. Man kann keineswegs einwenden, der Preußenkönig habe gegen den Jesuiten Faulhaber nur deshalb so gehandelt, weil er etwa überhaupt die Jesuiten gehaßt habe. Letzteres war durchaus nicht der Fall; er vertheidigt vielmehr die Jesuiten an vielen Stellen seiner Schriften. (Vergl. z. B. Oeuvr. XXII. Brief vom 11. Dezbr. 1773 u. 28. Juli 1774 an d'Alembert, und Preuß III. 237, ebenso Preuß: Urkundenbuch III. 109 ff.) Er hat in dieser Hinsicht sogar

einmal ein Wort gesprochen, was sich seine Verehrer noch heute merken können. In seinen Briefen an den Atheisten d'Alembert findet sich eine Stelle, wo er wörtlich also schreibt: „Die Jesuiten sind vertrieben, werden Sie sagen. Ich gebe es zu; allein wenn Sie es verlangen, will ich es beweisen, daß hierbei nur Eitelkeit, geheime Rachsucht, Kabalen und endlich Eigennutz Alles gethan haben." Die Jesuiten als solche haßte er also nicht einmal.

Es ist hierdurch evident gezeigt, daß bei dem Urtheile des „Königs" gegen den Priester Faulhaber also lediglich allgemeine Rücksichten maßgebend waren und eben deshalb ist der Fall charakterisirend für den Geist und die Tyrannei dieses Hohenzollern.

Aehnlich wie die Katholiken behandelte er auch die Juden. Ihre Bedrückungen sind theilweise schon aus dem „königlichen Reglement für die Judenschaft vom 12. April 1750", welches übrigens noch wiederholt verschärft wurde, ersichtlich. Die Grundbestimmung desselben war, daß die Zahl der Juden in Preußen sich nicht vermehren dürfe. Nur als s. g. Schutzjuden war ihnen der Aufenthalt im Lande gestattet, der Erwerb und Besitz von Grundeigenthum, des Bürgerrechts, und der Betrieb bürgerlicher Gewerbe aber unbedingt verboten. Auch die „Schutzjuden" wurden eingetheilt in ordentliche und außerordentliche. Die ordentlichen Schutzjuden — und hierzu gehörten nur die Reichen — durften heirathen und ihren „Schutz" auf ein Kind vererben, aber auch dieses nur dann, wenn dasselbe ein Vermögen von mindestens 1000 Thaler baar besaß. Den außerordentlichen Schutzjuden dagegen, d. h. der großen Mehrzahl derselben, war das Heirathen unbedingt verboten; sie genossen den „Schutz" nur auf Lebenszeit.

Eine Verfügung des Königs vom Jahre 1752 vermehrte den Druck noch dadurch, daß von jetzt an die Juden nicht mehr nach Familien, sondern nach Köpfen gezählt wurden. War die vorgeschriebene Zahl voll, dann wurden alle Armen unter den Juden ausgesucht und deren mindestens so viele aus dem Lande getrieben, als die Ueberzahl betrug. Die Kinder der außerordentlichen Schutzjuden waren ebenfalls stets dieser Gefahr ausgesetzt, sie galten als völlig rechtlos.

Den „Schutz" mußte jeder Jude, auch wenn er denselben erbte, noch für seine Person für 200 Thaler vom

„Könige" kaufen. Jedes Judenkind, welches heirathete — und selbst der ordentliche Schutzjude durfte nur ein Kind auf den „Schutz" verheirathen — mußte für 150 Thaler Manufakturwaaren aus den Fabriken des „Königs" nehmen, diese durften aber nicht selbst verbraucht, sondern mußten im Auslande verkauft werden. Erst 1763 erlangten die Schutzjuden für 70.000 Thaler vom Könige die Erlaubniß ein zweites Kind auf den Schutz verheirathen zu dürfen. Dieses mußte bei der Verehligung für 300 Thaler Porzellan aus der „königlichen" Porzellanfabrik kaufen. Aber die Juden durften sich dieses Porzellan nicht selbst aussuchen, sondern sie mußten nehmen, was ihnen die Fabrik-Direktoren anwiesen, und dafür den Preis bezahlen, den diese ihnen bestimmten. Auch durften sie das Porzellan nicht selbst gebrauchen, auch nicht im Lande verkaufen; sondern über die Grenze mußten sie es bringen und im Auslande verschachern. Welch' echt preußische Freiheitsbegriffe!! Zahllos waren die kleineren Plackereien, mit denen dieser hohenzoller'sche „Landesvater" die Juden außerdem noch bedrückte. War bei Hofe eine Jagd gewesen, so mußten die Berliner Juden allemal die Wildschweine, welche erlegt worden waren, kaufen, und zwar zu dem Preise, welchen der König für gut fand. Viele Tausende von Thalern mußten sie jährlich unter dem Titel „Rekrutengelder" in die Münze liefern. Der Handel mit rohem Leder, mit Garnzeug, mit Wolle und Wollenwaaren war ihnen verboten. Und ähnlicher Quälereien noch viele. (Vergl. darüber Preuß III. 428 u. 429.)

Das also war die „Toleranz", welche Friedrich II. von Preußen übte, so ließ er Jeden „nach seiner Façon selig werden." Alle Bekenntnisse empfanden seinen, alle Gewissensfreiheit verbannenden Druck; nur einzig die Unzucht und die vollendete Gottlosigkeit blieben verschont, denn freilich, das war ja die „Religion" des „Königs" und seiner ausländischen Lumpen, auch „Philosophen" genannt, die er zur Schande des deutschen Volkes in's Land gebracht hatte.

Wenn er die Protestanten etwas weniger tyrannisirte als die Katholiken, und diese zu Gunsten jener knechtete und in Allem zurücksetzte, so rührte dieses einzig daher, weil er den Protestantismus, der bekanntlich auch in kirchlichen Angelegenheiten dem s. g. „Landesherrn" die volle oberste

Gewalt gibt, für despotische Fürstenherrschaft und Tyrannisirung des Volkes besser geeignet erkannte, als den Katholizismus; wo die geistliche Autorität, repräsentirt durch den Papst und die Bischöfe, auf religiösem Gebiete ihre Selbstständigkeit behauptete und keine Einmischung des Staates in kirchliche Fragen duldete.

Das spricht der „Spitzbube Fritz" selbst sehr charakterisirend in der Instruktion für die Erziehung seines Nachfolgers aus. Dieselbe findet sich in seinen hinterlassenen Schriften (Oeuvr. IX. 37) und da sagt er also: „Der Gouverneur muß seinen Zögling geschickt zu der Erkenntniß führen, daß nichts gefährlicher ist, als wenn die Katholiken die Oberhand im Staate haben, weil ein protestantischer Fürst weit mehr Herr ist in seinem Hause, als ein katholischer."

Das Geständniß ist bezeichnend. Also das war der ganze Zweck der Regierung dieses Königs, auch selbst auf dem Gebiete der religiösen Glaubenslehre und Moral in möglichst hohem Grade unbeschränkt walten zu können, um bei seinen Raubkriegen durch dieselbe nicht gehindert zu sein. Wenn man diesen Kern der preußischen Staatspolitik erwägt, dann findet man allerdings auch deren spätere Kämpfe gegen die katholische Kirche sehr erklärlich. Man war also bis zu solchem Grade grundsätzlich ein Feind jeder freien Regung und aller Selbstständigkeit im Volke, daß man dieselbe sogar auf dem Gebiete des Geistes in den Lehren der christlichen Moral verfolgte! —

Wir schließen diesen Abschnitt mit der Anführung eines Ausspruches Lessings über die „Freiheit" unter Friedrich II. von Preußen. Lessing lebte zur Zeit dieses Königs seit 1750 in Berlin; er war also Augenzeuge, auch gegen seine Unparteilichkeit dürfte sich nichts einwenden lassen. Und dieser Lessing schreibt am 25. August 1769 an den seichten Schwätzer und königlichen Soldschreiber Nicolai folgendes: „Sagen Sie mir nur nichts von Ihrer berliner „Freiheit"; dieselbe reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Schmähungen und Gemeinheiten zu schreiben, als man nur will. Einer solchen „Freiheit" aber muß sich

ein rechtlicher Mann zu bedienen schämen. Möge jedoch nur Einer versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, wie es in Wien geschieht; namentlich den vornehmen Hofleuten so die Wahrheit zu sagen, wie man es kürzlich dort ungestraft gethan hat; oder für die Rechte der Unterthanen gegen Volksaussaugung und Despotismus seine Stimme so zu erheben, wie es sogar in Frankreich und Dänemark erlaubt ist; — wer das in Berlin versuchen wollte, würde sich sofort überzeugen, daß dieses Preußen das sklavischeste Land in Europa ist."

Also das Urtheil Lessings. Wörtlich zu finden in der Ausgabe der Nicolaischen Buchhandlung Thl. XXIX. S. 261. Ein Zusatz wäre da überflüssig. Möge jeder Leser erwägen, ob es heute vielleicht in Preußen anders bestellt ist.

X.

Preußen durch Friedrich II. eine russische Satrapie. Seine Schinderknechtsdienste, Intriguen und Gewaltthaten gegen Polen. Der Preußenkönig läßt in Polen die Kinder beiderlei Geschlechts rauben.

Die Pflicht des Preußenkönigs wäre gewesen, im treuen Anschlusse an das deutsche Kaiserhaus, dessen Untergebener er war, nur das Wohl und Gedeihen des deutschen Reiches im Auge zu haben.

Er hat aber in Allem das direkte Gegentheil gethan. Sein ganzes Bestreben war nur darauf gerichtet, das deutsche Reich zu zerstören, um auf dessen Trümmern eine hohenzoller'sche Hausmacht aufzubauen. Zu diesem Zwecke war ihm kein Mittel zu schlecht und kein Reichsverrath zu schmählich.

Unausgesetzt wühlte er, die Reichsfeinde, Franzosen und Türken, gegen Kaiser und Reich in die Waffen zu bringen und zum Kriege zu treiben. Im Bunde mit ihnen hoffte er immer noch eine Gelegenheit zu finden, Sachsen und Böhmen zu rauben, überhaupt den anderen deutschen Fürsten das

Ihrige zu nehmen. Aber weder in Paris noch in Konstantinopel hatte der hohenzoller'sche Reichsverräther das geneigte Gehör gefunden, welches er wünschte. Wir haben die darauf bezüglichen Stellen aus seinen Schriften in den vorhergehenden Abtheilungen bereits angeführt. (Vergl. übrigens nach Oeuvr. XXVI. 296; da bekennt er im Jahre 1763, daß er schon zehn Jahre um ein Bündniß mit den Türken gegen Oesterreich werbe.)

In der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit wandte er sich daher mit Vorliebe an die Russen. Die russische Kaiserin Katharina II., eines der schlechtesten und unsittlichsten Weibsbilder des vorigen Jahrhundertes, in welchem es doch an fast allen Höfen hierin Ueberfluß gab, war der Abgott des Hohenzollern. Nachdem diese verworfene Person durch den Mord ihres Gemahls sich auf den Thron gebracht, auf welchen sie nicht das geringste Recht hatte, wurde sie namentlich Anfangs von allen Fürstenhäusern mit einem gewissen Abscheu behandelt und gemieden. Desto angenehmer mußten ihr das Entgegenkommen und die Schmeicheleien des Preußenkönigs sein und dieser brachte wirklich im Jahre 1764 mit ihr ein Bündniß auf acht Jahre zu Stande. (Oeuvr. VI. p. 11 ff. XXV. p. 315.)

Es ist wohl zu beachten, dieses geschah im Jahre 1764 kaum nach beendigtem siebenjährigem Kriege. Der Hohenzoller war also gesonnen, sofort wieder die Welt in Krieg zu stürzen. Zu diesem Zwecke hatte er sich vor der Moskowitin auf das Schmählichste erniedrigt, sich sogar verpflichtet ihr zur Ehre des Hauses Hohenzollern für die Dauer des „Bundes" einen jährlichen Tribut von einer halben Million Thaler zu zahlen. Letzteres that er auch wirklich. Nun sollte sich Rußland ihm zu Gefallen ohne Weiteres auf Oesterreich und Deutschland stürzen, damit er rauben könne.

Um dieses Bündniß und den Ruhm, welchen es der Vergangenheit des „preußischen Staates", welche so treffend dadurch charakterisirt wird, natürlich auch noch in den Augen der Gegenwart anhängt, wenigstens etwas näher anzudeuten, führen wir hier eine Stelle aus dem Theatrum Europaeum an, wo ein russischer Kriegszug früherer Zeit also geschildert wird:

„Weiber und Kinder waren auf allen Wegen, welche die Russen gekommen, ermordet, theils halb gebraten zu finden. Den Weibern schnitten die Russen die Brüste ab, Tausende von Personen brieten sie am Spieß, darauf wurde denselben das verbrannte Fleisch abgepeitscht und der wunde Leib dann wieder auf's Neue am Feuer gemartert. Weiber und Männer an Armen und Füßen an die Bäume aufgehängt, kleine Kinder lebendig zerrissen und auf die Zäune gespießt; den Leuten lebendig Riemen aus dem Leibe geschnitten, die Zunge mit glühenden Eisen durchstochen, Väter und Mütter zur Ermordung ihrer eigenen Kinder gezwungen u. s. w. u. s. w."

So hausten damals die Russen, wenn sie in Feindesland kamen, viel besser machen sie es auch jetzt noch nicht. Und diese Russen wollte der hohenzollersche Reichsfürst Friedrich II. wider Kaiser und Reich, gegen unser deutsches Vaterland, zum Kriege hetzen! In der That, dafür muß man ihn wohl „den Großen" heißen; zumal aus derartigen „Großthaten" sein ganzes Leben besteht.

Doch die russische Kaiserin wollte nicht. Sie scheute den Krieg gegen Oesterreich; war auch viel zu klug, um sich vom „Spitzbuben Fritz" überlisten zu lassen und für dessen Raubgelüste Krieg zu führen; sie verlangte von diesem vielmehr die strengste Geheimhaltung des Bündnisses, indem sie damit keineswegs den Wiener Hof gereizt wissen wolle. (Oeuvr. XXVI. p. 390.) Welch' ein Schmerz für jene preußische Natur, die bekanntlich keine größere Wonne kennt, als — Oesterreich in's Herz zu treffen!

Doch der Preußenkönig gab so wenig nach einem gescheiterten Versuche einen Raubplan auf, wie der Tiger die Spur des armen Opfers verläßt, welches so glücklich war, seinen Krallen für den Augenblick zu entrinnen. Was jetzt nicht gelungen, sollte als Lebensziel unausgesetzt im Auge behalten werden; und deshalb war die ganze preußische Politik von jetzt an nur noch darauf gerichtet, den russischen Interessen zu dienen, um dem Spitzbuben Fritz die Gnade der russischen Kaiserin bis zu dem Grade zu erwerben, daß sie für ihn ihre barbarischen Horden gegen Oesterreich und Deutschland schickte.

Jedes Mittel war bei diesem Bestreben dem Preußenkönige recht, wie schlecht und reichsverrätherisch es auch immer erschien. Ein Fürst, der auch nur noch einen Funken deutscher Ehre und deutschen Gefühles gekannt, hätte nothwendig alles aufbieten müssen, die halbwilden Moskowiten möglichst weit von Deutschland abzuhalten; zum Wohle unseres Vaterlandes deren Einfluß und ihre Macht bei jeder Gelegenheit zu schwächen. Doch der Hohenzoller Friedrich II. that das Gegentheil.

Das erste Opfer, welches er den Russen zum Nachtheile Deutschlands brachte, war das Herzogthum Kurland. Dieses war damals noch selbstständig; seine Stände hatten den zweiten Sohn des Königs August von Polen zum Herzoge gewählt. Aber die russische Tyrannin wünschte Kurland zu rauben, sie überfiel daher gewaltsam das Land, vertrieb den Herzog Karl und behielt mit Zustimmung des Preußenkönigs Kurland für sich. Diese schöne, von Deutschen bewohnte und colonisirte Provinz ist seitdem russisch, *durch Preußens Schuld! So* hat jener Hohenzoller an allen Grenzen unser Vaterland an die Reichsfeinde verrathen!

Zur selbigen Zeit war auch im Jahre 1763 König August III. von Polen gestorben und sein ältester Sohn folgte ihm bald im Tode nach. Das war eine günstige Gelegenheit für den Preußenkönig, sich der Moskowitin, *seiner Herrin*, als unterthäniger Knecht zu erproben; hatte ja doch das Haus Hohenzollern *längst daran gearbeitet, Polen an die Russen zu überliefern.* Schon der *erste* Preußenkönig hatte bereits mehr als 60 Jahre früher, als außer ihm noch kein Fürst der Welt an einen so ungeheuern Frevel dachte, *Polen theilen wollen.*

Im Jahre 1710, während des nordischen Krieges, hetzten die preußischen Gesandten an allen Höfen gegen die armen Polen; ganz besonders aber beim Moskowiten *Peter* I. Diesen forderte der erste „König in Preußen" unausgesetzt auf, doch im Bunde mit ihm, *Polen zu zerreißen*, Rußland möge sich ganz Lithauen nehmen, dem Preußen dagegen *gnädigst erlauben*, das polnische Preußen und Samogitien sich zu holen; beide Banditen aber wollten dann in Gemeinschaft ihren Raub gegen alle ehrlichen Leute der Welt vertheidigen.

Aber so barbarisch der Kaiser Peter I. immer war, ein solcher Meuchelmord im Großen schien ihm doch zu arg; er wies daher den „preußischen" Gesandten und Minister Ilgen, der von seinem Herrn geschickt worden war, den ehrlosen Pakt abzuschließen, mit Verachtung zurück.

Ja, sogar ein noch älteres Beispiel dieser Art, daß das Haus Hohenzollern die Russen auf Polen zu hetzen, überhaupt die Moskowiter in die Angelegenheiten des civilisirten Europas hineinzulocken suchte, constatirt die Geschichte. Der als Erzreichsverräther bekannte s. g. „große Kurfürst" von Brandenburg, jener Hohenzoller, der in französischem Solde stand, während Ludwig XIV. deutsche Länder mit Mord und Brand verheerte und Straßburg stahl, der ebenfalls dazu half die Türken bis vor Wien zu bringen, dieser Mann hatte am 3/13 April 1675 von Cleve aus den Gesandten Joachim Scattel nach Moskau geschickt, damit er den Czaren um Hülfe und Einmischung in die Angelegenheiten Europas bitte. Aber auch da hatte zum größten hohenzollerschen Verdrusse der moskowitische Czar Alexei nicht gewollt. (Zu finden in Pufendorf: de rebus g. F. G. XIII. §. 61.)

Es ist also ganz unläugbare geschichtliche Thatsache, daß das Haus Hohenzollern die wahre Grundursache der Zertrümmerung des polnischen Staates und aller Leiden ist, welche diese edle Nation in Folge davon betroffen haben. Ein Hohenzoller war es, der bereits 1710 den Plan einer Theilung Polens ausgeheckt, und ebenfalls ein Hohenzoller, nämlich der „Spitzbube Fritz", ist derjenige gewesen, der diesen fluchwürdigen Gedanken realisirt hat. Wohl hat äußerlich Rußland das Meiste dabei gethan, aber eben der Preußenkönig Friedrich II. hat die russische Kaiserin Katharina, deren persönliche Lieblingsneigung viel mehr auf die Bekämpfung der Türken und auf Eroberung Konstantinopels gerichtet war, zu der Unterdrückung Polens aufgestachelt und immer wieder angereizt, bis das unglückliche Reich vernichtet war. Denn er hoffte, letzteres werde Oesterreich nicht dulden; auf diese Weise könne es ihm also gelingen, den von ihm lange ersehnten Krieg zwischen Rußland und Oesterreich zu entzünden, der ihm Gelegenheit geben sollte, Sachsen und Böhmen zu rauben.

Zunächst war es die Sorge des Preußenkönigs und der Moskowitin, zu verhindern, daß Polen nach dem Tode August III. einen thatkräftigen König erhalte. Deshalb beschlossen die beiden Tyrannen, den frühern Buhlen der russischen Kaiserin, Stanislaus Poniatowski, auf den polnischen Thron zu setzen. Die Polen aber wollten ihn nicht; wählten vielmehr den zweiten Sohn ihres verstorbenen Königs, aber die Tyrannen brauchten Gewalt, ein russisches Heer rückte in die Nähe von Warschau, die Preußen drangen im Westen des Landes ein und den armen Polen blieb nichts übrig, als — nachzugeben.

Die Besseren im polnischen Volke und namentlich im Adel ergrimmten mit Recht über eine so schmachvolle Bedrückung. Sie erkannten, daß die polnische Verfassung, gemäß welcher jeder s. g. „Edelmann" durch seinen Widerspruch im Reichstage alle Beschlüsse verhindern konnte, nothwendig jede Widerstandskraft des Landes lähmte. Daher beschlossen eine große Anzahl von Patrioten, die Fürsten Czartoriski an der Spitze, eine Verbesserung der Verfassung zu bewirken und dadurch dem Staate eine größere Unabhängigkeit zu verschaffen.

Mit Ingrimm sah der Preußenkönig diese edlen Bestrebungen. Er reizte die Moskowitin auf, so etwas nicht zu dulden. Diese war auch gleich bereit, in Polen die Anarchie zu vertheidigen. Eine Anzahl schlechter Menschen aus dem polnischen Adel wurde von Rußland bestochen und veranlaßt, gegen jede Verbesserung der Staatseinrichtungen zu protestiren, ja die Russen um Beistand dagegen anzurufen. Das thaten diese ehrlosen Vaterlandsverräther denn auch wirklich.

Ebenso wurde überhaupt in Polen alles mögliche reaktionäre und landesverrätherische Gesindel durch den Preußenkönig und die Russen aufgewiegelt, im Anschluß an letztere den Frieden Polens zu stören, ungerechte Forderungen zu stellen und durch Herbeiführung von Conflikten den Feinden des Landes die gewünschte Gelegenheit zur Einmischung zu bieten. Insbesondere gaben sich die s. g. „Dissidenten" zu dieser schmählichen Schandthat her; sie waren es, welche die bekannten barbarischen Horden, „russische Armee" genannt, nach Polen brachten. Auf letztere gestützt, schaltete jetzt der russische Gesandte als Gebieter über Polen, berief

den polnischen Reichstag und verlangte von diesem, den Vaterlandsverräthern alle ihre Forderungen zu bewilligen. Und als sich die edelsten Männer des Landes mit Entrüstung gegen so schamlose Umtriebe erhoben, ließ sie der Moskowite ohne Weiteres ergreifen, und, den polnischen Kronfeldherrn Rzewuski an der Spitze, nach Sibirien schleppen.

Da rafften sich alle treuen Patrioten auf und schlossen 1768 die Conföderation zu Bar, wobei sie sich verpflichteten, mit den Waffen in der Hand Polen von den Russen und den von diesen bestochenen Vaterlandsverräthern zu säubern. Es blieb ihnen auch gar nichts anderes übrig, als nach den Worten der Bibel zu handeln: „Auf, lasset uns streiten, denn es ist besser im Kriege zu sterben, als die Schande unseres Volkes und die Verwüstung unseres Heiligthums zu sehen.“ (1. Machabäer 3, 58. 59.)

Nun begann ein schrecklicher Kampf. Die Russen wälzten immer mehr Truppen nach Polen und wütheten in dem unglücklichen Lande mit ganz unbeschreiblicher Grausamkeit. Keine Schandthat ist denkbar, welche von ihnen nicht verübt wurde. Wohin ein Heer Russen kam, da wurden die Menschen entweder unter den gräßlichsten Martern hingeschlachtet oder aber nach Sibirien in die Bergwerke geschleppt; ein Schicksal, welches noch viel schlimmer war als der Tod. Das Land aber wurde weit und breit durch Brand und Plünderung verheert, so daß man im strengsten Sinne des Wortes sagen kann, wo die Russen weggingen, da ließen sie eine Wüste zurück.

Das ist das Schicksal, welches der Preußenkönig den Polen bereitet hatte. Sein größter Verdruß war dabei nur, daß ihm die russische Kaiserin nicht erlaubte, auch ebenfalls noch mit seinen Truppen in Polen einzudringen, im Bunde mit den Russen das edle Volk zu martern, zu morden und zu schänden. Doch das wollte seine Herrin nicht; sie gestattete ihm nur, ihr allerunterthänigst Tribut zur Deckung der Kriegskosten gegen Polen zu zahlen, jährlich eine halbe Million Thaler, was der Preuß auch demüthig that. Vergl. darüber Oeuvres XXVI. p. 312 vom 8. März 1769; da schreibt er selbst das Bekenntniß an seinen Bruder, daß er den Russen auch seine Truppen gegen Polen angeboten habe,

hiermit aber abgewiesen worden sei. Pfui, pfui! O Preußenehre!

In wie hohem Grade der Spitzbube Fritz „Preußen," d. h. Theile des deutschen Reiches, über welche er nur als Vasall herrschte, reichsverrätherisch zur russischen Satrapie herabgewürdigt hat, zeigt sich übrigens auch noch recht eclatant in seiner Haltung gegen Schweden.

Gleichwie nämlich die russische Kaiserin in Polen die Anarchie vertheidigte, indem sie dort in der unbefugtesten Weise eine s. g. „Verfassung" verewigen wollte, deren Bestimmungen nothwendig jedes Reich zur Auflösung bringen mußten, so hatte Rußland auch in ähnlicher Weise den Schweden eine Regierungsform aufgedrängt, welche alle Macht des Königs und der Regierung thatsächlich lahm legte, und ausländischem Einflusse den weitesten Spielraum eröffnete. Auch in Bezug auf Schweden hatte nun der Preußenkönig der Moskowitin zum Schutze der russischen Eroberungspläne, d. h. zunächst zur Erhaltung der Corruption und Anarchie im Staate, seine Dienste unbedingt zur Verfügung gestellt. Die Bestätigung ebenfalls in seinen eigenen Schriften zu finden, Oeuvr. XXVII. 1. 380. — Nicht wahr, doch ein herrlicher deutscher Reichsfürst?!

Doch sein Treiben gestaltet sich noch schmählicher, wenn man bedenkt, daß seine eigene leibliche Schwester Ulrike in Schweden Königin war, als er am 12. Oktober 1769 den schmählichen Vertrag zur Corruption dieses Landes schloß. Deren Sohn aber machte nun kurz nach seinem Regierungsantritte den fremden Intriguen ein Ende; im Jahre 1771 hob er ohne Weiteres die zum Verderben des Landes gereichende Verfassung auf. Es war das eine rein innere Staatsangelegenheit, in welche kein fremder Fürst, ohne schamlose Anmaßung etwas d'reinzureden sich erlauben konnte, trotzdem droheten deshalb aber sofort Rußland und Preußen mit Krieg.

Namentlich der Preußenkönig war dabei noch viel eifriger, als die Moskowitin selbst; war dieses ja doch eine herrliche Gelegenheit, sich seiner Gebieterin gefällig zu erweisen. Die Briefe des Königs, die er in dieser Sache nach Schweden an seine Schwester Ulrike schrieb, sind charakteristisch. Da erklärt er ihr offen, daß es auf seinen Willen und seine persönlichen Ansichten gar nicht ankomme, sondern einzig

auf die Entscheidung der russischen Kaiserin; sobald diese es für gut finde, werde er Schweden sofort den Krieg ankündigen. Dieselbe Stimmung tritt hervor in den Briefen an seinen Bruder Heinrich. (Vergl. Oeuvr. XXVI. 360.) Auch hier bekennt er, daß die russische Kaiserin ganz nach Belieben über Krieg und Frieden seiner „Unterthanen" zu verfügen habe. Folglich hatte dieser Erzreichsverräther also diejenigen Theile des deutschen Reiches, über welche er zu gebieten hatte, förmlich zur russischen Satrapie herabgewürdigt und an den natürlichen Feind des civilisirten Europas überliefert. Denn mehr als Tribut zahlen und die Soldaten auf jeden Wink des Oberherrn bereit halten, kann auch der beste Satrape nicht thun. Und — was ist Preußen heute?

Doch es kam nicht zum Kriege gegen Schweden. Die Moskowitin fürchtete die Einmischung Frankreichs, auf welches der schwedische König sich stützte. (Verg. Oeuvr. XXVII. 2. p. 81.) Und sie war keineswegs in der Lage, die Zahl ihrer Feinde noch vermehren zu können. Denn zunächst verrichteten die Polen unter Anführung des Volkshelden Pulawski Wunder der Tapferkeit und machten, obgleich sie nach dreijährigem Verzweiflungskampfe leider der Uebermacht unterlagen, doch den Russen genug zu schaffen. Dann hatte sich der Türk' wieder einmal christlicher als die Christenfürsten in Europa gezeigt, und, erbittert über die an der edlen polnischen Nation verübten Frevel den Russen den Krieg erklärt, um Polen zu retten.

Unglücklicher Weise war aber auch dieser Krieg siegreich für die Russen. Bis zum Jahre 1770 hatten letztere die Moldau und Wallachei erobert und als es ihnen 1770 vollends gelang, auch die türkische Flotte im ägäischen Meere bei Chios zu schlagen und bald darauf ganz zu verbrennen, war von den Türken für Polen nichts mehr zu hoffen.

Desto mehr trachtete jetzt der Preußenkönig, den lang ersehnten Krieg zwischen Rußland und Oesterreich zu entzünden. Der treue hohenzoller'sche Reichsfürst brannte vor Begierde, Deutschland durch die barbarischen russischen Horden verwüsten zu sehen und denselben hierbei helfen zu dürfen. Er gab die Hoffnung auf Sachsen und Böhmen noch immer nicht auf. (Oeuvr. IX, 183. ff.) Seine preußische Ehrlichkeit verfiel in der Begierde, doch endlich die

erwünschte Gelegenheit zum Raube Sachsens zu erhalten, auf denselben Schurkenstreich, der seinem Nachfolger zwanzig Jahre später gegen Polen glückte und den völligen Untergang dieses Staates zur Folge hatte. Bekanntlich hat dieser Friedrich Wilhelm II. da 1793 die Polen erst durch den Abschluß eines förmlichen Bündnisses veranlaßt, dem Russen einen Vorwand zum Kriege zu bieten, ist dann aber mit s. g. „polnischen Hülfstruppen" banditenartig und meuchlerisch *im Bunde mit den Russen* den von ihm verrathenen Polen in den Rücken gefallen.

Diese Taktik versuchte der „Spitzbube Fritz" jetzt schon in Bezug auf Oesterreich. Plötzlich fing er an, deutsche Gefühle und Haß gegen die Russen zu heucheln, Oesterreich einzuladen, im Bunde mit ihm Polen zu retten. Ja, er hielt mit Kaiser Joseph sogar zu diesem Zwecke im Jahre 1769 zu Neiße und 1770 zu Mährisch-Neustadt persönliche Zusammenkünfte. Oesterreich sollte in seiner gutmüthigen ehrlichen Politik zum schnellen Angriff auf Rußland im Vertrauen auf preußischen Beistand verlockt werden, damit dann der „Spitzbube Fritz" im Bunde mit den Russen sofort über Oesterreich herzufallen die längst ersehnte Gelegenheit erhalte. Dann hoffte er wenigstens *Sachsen* als Raubgut heimtragen zu können. Und *darum* ging es ihm vor Allem.

Es ist höchst lehrreich zur Beurtheilung der preußischen Politik, hier die offiziellen Vorgänge in Neiße und Mährisch-Neustadt, sowie die Gesandtschaftsberichte im vierten Theile der Beiträge zur neuern Geschichte von F. v. Raumer über diese Unterhandlungen, mit der *wahren Gesinnung* des Königs, wie er sie in seinen vertrauten Schriften bekennt, zu vergleichen. Als Beispiel möge nur dienen, daß er bereits *vorher*, ehe er zur Besprechung mit Kaiser Joseph abreiste, an seinen Bruder schrieb: „Das Ereigniß wird ein verbrauchtes Wortgeklingel höflicher Phrasen sein." (Vergl. Oeuvres XXVI. p. 300.) Also während selbst der Lobredner des Preußenkönigs *Dohm* (I. 455) bekennt, daß von Seiten Oesterreichs eine wahrhaft deutsche Politik mit hohem Ernste angestrebt und vertreten wurde, geht der Hohenzoller schon in der Absicht hin, daß seine Verpflichtungen und Zusagen auf das Resultat „höflicher Phrasen" beschränkt bleiben sollen.

Es darf überhaupt nicht unbeachtet bleiben, daß er, wie bereits erwähnt, zur selbigen Zeit, als er Oesterreich durch Täuschungen in's Netz zu locken suchte, am 12. Oktober 1769 bereits seinen Vertrag mit Rußland im Geheimen erneuert hatte, diesem gegen Polen fortgesetzt einen jährlichen Tribut von einer halben Million Thaler zahlte, und unter der Hand seinen Offizieren erlaubte, im Heere der Russen Dienste zu nehmen. (Oeuvr. XXVII. 1. 380).

Daß es trotzdem nicht zum Kriege mit Rußland gegen Oesterreich kam, ist in erster Linie der vorsichtigen Klugheit und listigen Berechnung der russischen Kaiserin zuzuschreiben. Diese mußte fürchten, daß, wenn sie den Kampf mit Oesterreich aufnehme, auch Frankreich ihr als Feind entgegen treten werde; sie hoffte ihre Absicht aber auch ohne ein so gewagtes Spiel erreichen zu können.

Ende 1770 rückte ein österreichisches Heer in Polen ein und besetzte die der Grenze zunächst liegenden Landestheile dieses Staates. Maria Theresia hatte dem polnischen Könige die Hand einer Erzherzogin und Beistand gegen die Russen in Aussicht gestellt. Als sie ihre Truppen nach Polen schickte, erklärte sie, dieses geschehe deshalb, um wenigstens einen Theil des Landes vor den barbarischen Verheerungen der Russen zu schützen. Letztere hatten dort so gewüthet, daß die Pest ausbrach; grenzenlos war der Jammer der Bevölkerung, so weit sie nicht schon von den Russen unter Martern hingeschlachtet oder nach Sibirien in die Bergwerke geschleppt worden. Die Oesterreicher wurden daher überall wie Engel vom Himmel begrüßt. (Vergl. Dohm I. 477.)

Jetzt glaubte der Hohenzoller am Ziele zu sein. Er stachelte die Moskowitin auf, das Einrücken der Oesterreicher als Kriegsfall zu betrachten, und, ohne nur zuvor die Antwort seiner Herrin abzuwarten, brach er sofort den Polen mit einer Armee in's Land und stellte letztere den Russen zu dem Zwecke zur Verfügung, die Oesterreicher wieder zu vertreiben. Aber die Moskowitin lehnte das Anerbieten ab, sie machte gute Miene zum unangenehmen Spiele, that als ob sie das Einrücken der Oesterreicher gar nicht verletze und trat sogar mit Oesterreich in freundschaftliche Verhandlungen, um eine Vereinigung über die Theilung Polens herbeizuführen.

Der Preuße verging fast vor Zorn über diesen Lauf der Dinge. Hatte er doch alles so schlau eingefädelt und den Brand geschürt, welcher Deutschlands Kaiserhaus verderben sollte, und trotzdem so nahe am Ziele scheiterte wieder der Plan und es gab abermals keine Gelegenheit, Sachsen zu rauben. Da greift er zum Aeußersten; er sendet seinen Bruder Heinrich nach Petersburg, um durch alle möglichen Mittel nochmals gegen Oesterreich zu wühlen. Er wäre gerne selbst zu diesem Zwecke nach Petersburg gegangen, doch hierzu war er zu feige; er fürchtete sich. Das bekennt er ebenfalls selbst in einem Briefe an seinen Bruder. Da (Oeuvres XXVI. 347.) schreibt er wörtlich: „Alle Schätze der Welt brächten mich nicht nach Petersburg, denn auch die gezähmtesten Bären geben oft Beweise, daß der Instinkt ihrer wilden Natur sich gar nicht zähmen läßt, und ich glaube, daß es mit den Russen auch so ist."

Also so groß war die Raubsucht, so tief gesunken die reichsverrätherische Natur dieses Hohenzollern, daß er, obgleich er selbst bekannte, daß die Russen Barbaren seien, dennoch ihnen in jeder Weise und im strengsten Sinne des Wortes als **Schinderknecht diente**; ja, die „Ehre", als moskowitischer Schinderknecht fungiren zu dürfen, noch jährlich mit einer halben Million Thaler bezahlte! Und dieses Alles nur, um räuberische Pläne gegen Kaiser und Reich durch eben diese Russen begünstigt zu erhalten!

Daß namentlich die Beihülfe, welche Preußen sowohl unter diesem Könige, wie unter dessen Nachfolger zur Unterdrückung und Hinmeuchlung der edlen polnischen Nation geleistet, nur als Dienste eines **Schinderknechtes** charakterisirt werden können, wird jeder unbefangene Geschichtsforscher zugeben. Diesem Titel entspricht auch völlig der erbärmlich geringe **Lohn** resp. Beuteantheil, womit der Preuß, während er doch die Hauptarbeit bei dem Henkergeschäft verrichtete, vom moskowitischen Obercarnifex abgespeist wurde.

Und wahrhaft schindermäßig hausten die Truppen des „Spitzbuben Fritz", welche dieser zur Unterstützung der Russen nach Polen geschickt hatte. An dem geeigneten Orte in einer anderen Abtheilung dieser Arbeit haben wir bereits erwähnt, daß es überhaupt der Grundsatz dieses Preußenkönigs war und schriftliche Befehle von ihm ausdrücklich anordnen, daß, wo seine Soldaten weggingen, auch

nicht ein Halm übrig bleiben dürfe. (Vergl. Preuß: Urkundenbuch IV. 224. nr. 36.) Doch Alles dieses ist noch Nichts gegen die Art und Weise, wie die Horden seiner Räuberbande („Kriegsheer" genannt) gegen die armen Polen wütheten. Alles wurde geraubt oder zerstört, die Menschen bis auf den Tod gequält, die Kirchen in Pferdeställe umgewandelt, die Altäre entweiht, consecrirte Hostien mit Füßen getreten, die Crucifixe hinaus auf die Straße geworfen. (Vergl. Dohm. 477—479.) Die Führer des preußischen Heeres waren gerade so gottlos, wie ihr König; der Ton, welcher im ganzen Offiziercorps herrschte, war bereits noch tief unter die Gesinnung eines Voltaire gesunken, daher gab es für diese Bande keinen größeren Genuß, als die Schändung katholischer Kirchen und Meuchelung eines treu katholischen Volkes. Gerade dieses ist der Schlüssel zur Erklärung aller Schandthaten, welche preußische Truppen in Polen verübten.

Die Moskowitin sah mit Wohlgefallen den Diensteifer ihres preußischen Schinderknechtes und machte sich das Vergnügen, ihn wieder etwas zu ködern, wie sie ihn denn stets so recht eigentlich am Narrenseile herumführte, und nur für russische Interessen ausbeutete. Sie legte nochmals etwas Geneigtheit an den Tag, mit ihm Krieg gegen Oesterreich zu führen, denn dieses war, wie sie wohl wußte, die größte Freude, welche für jenes reichsverrätherische Preußenherz nur denkbar schien. Voll Entzücken schreibt der „Spitzbube Fritz" in einem Briefe vom 25. September 1771: „Die Russen sind erzürnt über die trockene herrische Antwort Oesterreichs. Das ist der rechte Zeitpunkt unsern Vertrag mit Rußland zu unterzeichnen. Wir können Erwerbungen machen. Sachsen schließt sich an Oesterreich an; indessen was der gute Kurfürst auch immer thun mag, wenn das Kriegsfeuer ausbricht, so muß sein Land die Zeche bezahlen." — Wie groß doch der hohenzoller'sche Appetit auf Sachsen war!

Und es schien damals wirklich, als sei der Krieg zwischen Rußland und Oesterreich unvermeidlich. Denn Oesterreich weigerte sich entschieden, in die Theilung Polens zu willigen und Theile dieses Staates anzunehmen. Die ersten Eröffnungen waren in Wien mit wahrer Verachtung zurückgewiesen worden; der Preuß hatte also alle Ursache, sich über die „trockene und herrische Antwort Oesterreichs" zu be-

lustigen. Dabei wurden umfassende Rüstungen gemacht und immer mehr Truppen nach Polen geschickt.

Doch allmählig erkannten die österreichischen Staatsmänner, daß die Haltung Preußens nur perfider Lug und Trug sei, und daß, wenn es zum Kriege komme, sie nicht allein auf keine Hülfe Preußens zu rechnen, sondern dieses im Bunde mit den Moskowiten finden und zu bekämpfen haben würden. Oesterreich sah sich der Alternative gegenüber, entweder die Theilung Polens zuzulassen und ein Stück davon zu nehmen, oder aber Krieg nicht nur gegen Rußland, (dazu wäre man bereit gewesen,) sondern gegen Rußland und Preußen zugleich zu führen.

Und vor diesem Wagnisse erschraken die Oesterreicher. Kaiser Joseph und der Fürst Kaunitz entschlossen sich daher mit Widerstreben, nachzugeben. Aber noch immer wollte die edle Maria Theresia von einer solchen Schandthat, wie die Theilung Polens doch von jedem ehrlichen Manne genannt werden muß, nichts wissen. Bezeichnend für die wahrhaft gerechte Politik Oesterreichs ist ein Brief, den Maria Theresia in jenen Tagen an ihren Minister, den Fürsten Kaunitz schrieb; darin heißt es wörtlich:

„Als alle meine Länder angefochten wurden, stützte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft gegen uns ist, muß ich bekennen, daß ich mich zeitlebens nicht so geängstigt befunden, als jetzt, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk' der Fürst, was wir aller Welt für ein Beispiel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen, oder von der Moldau und Wallachei unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen. Ich merke wohl, daß ich allein bin und nicht mehr in Kraft. Darum lasse ich die Dinge, jedoch nicht ohne größten Gram, ihren Weg gehen." (Vergl. Hormayr: Taschenbuch 1831. S. 66.)

Und so war es leider wirklich. Der edlen Kaiserin blieb nur die Wahl, das Unrecht geschehen zu lassen, oder auch ihre eigenen Länder von den russischen und preußischen Horden verwüsten zu sehen, wie dieselben bereits Polen bis zur

Erzeugung der Pest verwüstet hatten. Mit blutendem Herzen gab sie also nach. Aber noch als ihr der fertige Entwurf des Theilungsprojektes vorgelegt wurde, war selbst der bedeutende Gewinn nicht im Stande, einem neuen Ausdruck ihres Kummers zu wehren. Sie schrieb auf den Akt: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen. Wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

Auch die Klugheit, mit welcher die Moskowitin sich Oesterreich gegenüber benahm, trug Vieles dazu bei, den Krieg zwischen Rußland und Oesterreich zu verhüten. Sie wollte diesen Krieg nicht, weil sie wohl einsah, daß derselbe nur dem Preußenkönige Nutzen bringen werde. Der Dienste dieses Schinderknechtes war sie aber ohnehin sicher, ohne dafür solche Opfer bringen zu müssen; zudem verachtete sie ihn. Letzteres zeigt recht eclatant schon die Art und Weise, wie die Sache abgeschlossen und beendigt wurde. Im Vertrage über diese s. g. erste Theilung Polens vom 5. August 1772 nahm die russische Kaiserin für sich ein Gebiet von 2000 Quadrat-Meilen; Oesterreich, welches nicht allein die Sache nicht begünstigt sondern sogar mit allen Kräften zu verhindern gesucht hatte, erhielt 1389 □ M.; der Preußenkönig aber, welcher der geistige Urheber des Planes war, der seit Jahren dessen Ausführung nach Kräften unterstützt und dafür Tribut gezahlt hatte, der wurde mit 556 □ Meilen abgefertigt, obgleich er wie ein hungriger Rabe seine moskowitische Herrin so anhaltend und jämmerlich um „mehr" anbettelte, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen.

Aber sie blieb unerbittlich. Da beschloß der „Spitzbube Fritz", als auf geradem Wege nichts mehr zu erlangen war, es mit seiner Spitzbubenfertigkeit zu versuchen. Nachdem der Raub eines Jeden ausgeschieden worden, ließ der ehrliche Preuße die bereits gesetzten Grenzpfähle wieder ausheben und weiter nach Polen hinein rücken. Er lauschte, was die Gebieterin in Petersburg dazu sage. Mit Entzücken gewahrte er, daß sie schwieg; und still bei Nacht und Nebel ließ er die Grenzpfähle nochmals weiter nach Polen hinein rücken; und, als kein Widerspruch aus Petersburg erfolgte, sogar zum dritten Male.

Da hielt sich aber die Moskowitin nicht länger zurück. Voll Unwillen und mit bittern Worten tadelte sie die Landdiebstähle ihres Schinderknechtes. Dieser entschuldigte sich demüthigst und erlangte von der gnädigen Herrin auch in der That so viel, daß sie ihm die Pfähle stehen ließ und ihn nicht anhielt, dieselben an ihren ursprünglichen Platz zurück zu schaffen. (Vergl. Mirabeau und Mauvillon I. 303.)

Aber sie nochmals zu verrücken, wagte der würdige Preußenkönig nun doch nicht mehr. Er ließ sie vielmehr jetzt endgültig fest mauern, seinen preußischen Kuckuk (auch „Adler" genannt) darauf malen und dazu schreiben: „Suum cuique", d. h. Jedem das Seine. Da letzteres aber offenbar, namentlich beim „Spitzbuben Fritz", etwas unverständlich ist, so fügten die Polen die richtige Erläuterung hinzu, indem sie auf den Grenzpfählen unter den preußischen „Würdezeichen" der Devise „Suum cuique" das Wort **„rapuit"** d. h. **„er hat geraubt"** beifügten. Nun war die Bezeichnung der Sache entsprechend, denn sie lautete jetzt: „Dieser preußische Kuckuk hat hier Jedem das Seinige geraubt!" Zur Verzweiflung der Beamten und Schergen fand man das liebliche Wörtchen „rapuit" überall auf allen Pfählen und an allen Orten, wo nur ein preußisches Abzeichen (vulgo „Kuckuk") angebracht wurde. Wie oft man es auch „von Amtswegen" auslöschte, es kam immer wieder. (Vergl. Mirabeau und Mauvillon I. 303.) —

Doch der Preußenkönig konnte noch immer nicht verschmerzen, daß er vom polnischen Raube nicht mehr bekommen hatte. Namentlich die Stadt Danzig hätte er gar zu gerne noch gehabt. Der Gedanke daran ließ ihn nicht schlafen und Tag und Nacht sann er auf Mittel, wie er es wohl machen solle, um Danzig zu rauben. Leider hatte die Stadt gute Festungswerke, ihre Mauern und Thore waren nicht nur gegen Diebe, sondern auch gegen Räuber niet- und nagelfest. Mit Gewalt ließ sich da also nichts machen; das hätte auch die gnädige Herrin in Petersburg unter keinen Umständen erlaubt.

In seinem Blödsinn verfiel der Preuße daher auf die mehr als thörichte Hoffnung, die Danziger würden sich ihm wohl noch einmal freiwillig ausliefern; und, um dieses zu erreichen, wollte er sie so arg kreuzigen, daß endlich die Verzweiflung ihm die unglückliche Stadt in die

Arme treiben sollte. Zunächst zerstörte er deshalb den ganzen Handel der Danziger nach der Landseite hin durch unerträgliche Zollplackereien. Aber das Mittel führte nicht zum Ziele. Da wurde denn jener edle Hohenzoller auch noch sogar zum Wasserdieb. **Er stahl der Stadt Danzig das Trinkwasser,** indem er ihr den Fluß Radaune, aus dem die Danziger ihr Trinkwasser nahmen, ableitete. Ist eine solche Schandthat nicht empörend? Doch die Bürger von Danzig tranken lieber das schmutzige Wasser der Weichsel, als daß sie sich freiwillig dem Hause Hohenzollern unterwarfen, denn sie wußten wohl, daß das „preußisch-werden" das größte Unglück ist, welches ein Volk nur treffen kann. (Zu finden in Preuß: Urkundenbuch IV. 61.)

Nachdem Polen beraubt und die Angelegenheit erledigt war, sollten die fremden Truppen, namentlich die Preußen, den übrig gebliebenen Theil des Staates räumen. Das that jenem Hohenzollern wehe; ließ sich dann ja doch vorläufig nichts mehr rauben und plündern. Da wollte er denn wenigstens die letzten Augenblicke noch benutzen. Auf die grausamste Weise nahm sein preußisches „herrliches Kriegsheer" den unglücklichen Polen Lebensmittel, Geld, Pferde, Rindvieh, Hausgeräthe, Kleider u. s. w. Jetzt, als sie **alles**, was nicht nagelfest war, weggeschleppt hatten, glaubte man doch, sie würden sich endlich entfernen, hatten sie ja doch bereits das Land in eine Wüste verwandelt.

Aber die „königliche" Habgier war noch nicht gesättigt. Etwas hatten die bejammernswerthen Polen noch übrig behalten und das waren **ihre Kinder.** Auch diese will der Preußenkönig noch. Mit Gewalt ließ er den Eltern ihre Kinder beiderlei Geschlechts nehmen, und sie unter unerhörten Grausamkeiten heerdenweise nach Preußen treiben. Hier wurden die Knaben den Regimentern zugewiesen, um sie zu Soldaten zu machen, die Mädchen aber in den preußischen Provinzen offen ausgeboten zur Heirath oder auch zur Unzucht, an Jeden, der sie nur wollte. Und bis heute ist dieses Verbrechen nicht gerächt! Jetzt fragen wir, wo im civilisirten Europa ist seit Einführung des Christenthums ein so fluchwürdiger Frevel vorgekommen? Die Geschichte hat kein zweites Beispiel. Selbst im dreißigjährigen Kriege wurden nirgend den Eltern ihre Kinder geraubt. Und, was kein Tyrann wagte, das that jener Hohenzoller

gegen Polen; ja, das that ein Preußenkönig, den die s. g. „Gebildeten" vielfach sogar als „den Großen" zu bezeichnen sich nicht schämen. Pfui, wie tief ist doch das Geschlecht gesunken, welches sich so vor einem Tyrannen erniedrigt!

Doch damit kein preußischer Preßbube die Thatsache, daß Friedrich II. in Polen die Kinder rauben ließ, läugnen kann, sei hier noch ausdrücklich bemerkt, daß sogar dessen Lobredner Dohm und zwar im ersten Bande Seite 479 seines bekannten Werkes die Sache ebenfalls erzählt. Dohm fügt da noch ausdrücklich hinzu, daß es mit Wissen und Willen des Königs geschehen sei und sagt, daß derjenige, der letzteres nur in Zweifel zu ziehen suche, gar keinen Begriff von Friedrichs Regierungsweise habe. Das Geständniß dieses Schmeichlers des Hauses Hohenzollern ist bezeichnend.

Die Thatsache ist also bis zur höchsten Evidenz eben so geschichtlich constatirt, wie die offenbare Wahrheit, daß Preußen, d. h. jener Hohenzoller, die einzige Ursache des Unterganges des polnischen Staates und aller Leiden ist, die in Verbindung damit nun schon mehr als hundert Jahre lang diese edle Nation bedrücken. Selbst noch im Jahre 1770 hätte Preußen sich nur neutral zu halten brauchen, und Oesterreich unter seiner hochherzigen Kaiserin Maria Theresia würde Polen aus den Klauen des moskowitischen Bären gerettet haben. Friedrich II., der Hohenzoller, hat es unmöglich gemacht. Auf ihm ruht also der Fluch aller dieser Schandthaten bis zur Stunde, und wenn die Völker einmal zur Vernunft kommen, werden sie dessen gedenken!

XI.

Friedrich II. Reichsverräthereien in den letzten Jahren seiner Regierung. Seine Ränke gegen Joseph II. Sein Privatleben bis zu seinem Ende. Wie seine „Unterthanen" die Nachricht von seinem Tode aufnahmen.

Trotzdem die russische Kaiserin den Preußenkönig bereits so empfindlich ihre Verachtung hatte fühlen lassen, fuhr derselbe doch fort, ihr aus allen Kräften zu schmeicheln. Immer hoffte er noch eine Gelegenheit zu finden, die Russen auf Oesterreich zu hetzen. Und darum handelte sich bei diesem hohenzoller'schen Reichsfürsten Alles.

Im Jahre 1769 hatte er sein Bündniß mit der Moskowitin auf acht Jahre erneuert und regelmäßig zahlte er ihr jährlich seinen Tribut von einer halben Million Thaler. Auch im Uebrigen bemühte er sich auf jede Weise, dem Hofe zu Petersburg seine Dienstbeflissenheit zu bethätigen. Als er erfuhr, daß die russische Kaiserin für ihren Sohn eine Frau suchte, bot er sich sofort zum Kupplergeschäfte an. (Vergl. Oeuv. XXVII. 2. 142 ff.)

Das Anerbieten wurde in Petersburg angenommen. Er bemüht sich nun eifrig, eine Hessen-Darmstädtische Prinzessin dorthin zu verschachern. Er bezahlt sogar ihre Reisekosten, nachdem er sie endlich zum Confessionswechsel geneigt gemacht. Die Heirath kommt wirklich zu Stande, doch die Geopferte ist nicht glücklich; sie stirbt bereits nach $2\frac{1}{2}$ Jahren. Es ist nicht Jedermanns Sache, unter Bären zu leben, selbst wenn sie äußerlich nach den Formen der Civilisation abgerichtet zu sein scheinen. Die wilde barbarische Natur verlieren sie dadurch eben so wenig, wie die Zähne und die Tatzen.

Am 26. April war die Prinzessin gestorben und sofort in den nächsten Tagen schon läßt die russische Kaiserin ihren preußischen Knecht auffordern, für den Großfürsten Paul eine neue Frau zu schaffen und zwar so rasch als möglich. Jetzt strengt er alle seine Kräfte an; schon in wenigen Wochen hat er das Geschäftchen nach Wunsch erledigt.

Die Erwählte hat er nach Berlin citirt, denn dorthin

will der Großfürst zur Brautschau kommen. Der Preußenkönig befiehlt seinen „Unterthanen", diesen Russen überall wie den Landesherrn mit den größten Ehren zu empfangen. In allen Dörfern sogar muß man ihm feierlich entgegen ziehen, junge Mädchen ihm Blumen darbringen. In den Städten mußten noch dazu Triumpfbogen gebaut und Leute aufgestellt werden, welche „Vivat" riefen. Alles dieses erreicht in Berlin selbst den höchsten Grad. Mit großem Eifer hat der „König" dafür gesorgt, recht viele Menschen zum Empfange des Moskowiten zusammen zu bringen. (Vergl. Oeuvr. XXVI. 385 ff.)

Um das Schmächliche dieses Gebahrens zu begreifen, ist es nöthig, daran zu denken, daß diese Länder Theile des deutschen Reiches waren, die in dem deutschen Kaiser ihr Oberhaupt zu verehren hatten. Der Preußenkönig aber hatte sie zu einer russischen Satrapie herabgewürdigt, sie waren es längst faktisch und jetzt gab er der Wirklichkeit auch in der Form den entsprechenden Ausdruck. Denn solche Ehrenbezeugungen, wie er jenem Russen erweisen ließ, gebühren nur dem obersten Gebieter und werden überall auch nur diesem bereitet. Es ist gewiß, daß der Preußenkönig seinen wahren und rechtmäßigen Herrn, den deutschen Kaiser, nicht so würde haben empfangen lassen, wenn dieser durch seine Provinzen gereist wäre.

Alles dieses charakterisirt übrigens jenen hohenzoller'schen Reichsverräther, welcher damals nach Petersburg schrieb: „Die Kaiserin und der Großfürst werden mich stets bereit finden, ihnen mit Leib und Seele zu dienen." Wörtlich zu finden in seinen Schriften Oeuvr. XXVI. 379. Verrathen solche Aeußerungen vielleicht eine deutsche Gesinnung?

Jetzt glaubte der Preußenkönig, der Moskowitin bald so viele Dienste erwiesen zu haben, daß er hoffen dürfe, sie werde ihm doch jetzt die Gefälligkeit nicht mehr abschlagen, ihre wilden Horden zum Kriege gegen Oesterreich zu schicken. Er sendet deshalb im Juli 1775 seinen Bruder Heinrich wieder nach Petersburg; er soll nochmals alles Mögliche aufbieten und schauen, ob die russische Kaiserin noch immer nicht will.

Nein, zum größten Jammer für das Preußenherz; sie will noch immer nicht! Ja, der gute Heinrich wird

sogar mit Vorwürfen über die abscheulichen Quälereien, die sein Herr und Meister sich gegen die Bürger von Danzig erlaube, empfangen. Denn so greulich waren diese Quälereien aller Art, daß sie sogar harte Russenherzen zum Mitleiden rührten und der „Spitzbube Fritz" erhielt jetzt kurz und bündig von Petersburg den **Befehl**, die Stadt Danzig in Ruhe zu lassen. Unterthänigst schrieb er an seinen Bruder: **„Wenn es Rußland verlangt, so muß es geschehen!"** In einem andern Briefe von ihm an seinen Bruder vom 14. April 1776 heißt es sogar in letzterer Beziehung noch klarer: „Ich betrachte es als meine Hauptaufgabe, das Einverständniß mit Rußland zu befestigen. Deshalb unterliegt es gar keinem Zweifel, daß ich Alles bewillige, was die Hartnäckigkeit Rußlands entschieden fordert." (Oeuvr. XXVI. 378.)

Kann ein Knecht der Unterthänigkeit seinem Herrn gegenüber bestimmtern Ausdruck geben? Mehr, als daß er Alles thue, was verlangt wird, kann man auch von keinem Satrapen, ja von keinem Sklaven verlangen. Aber wie verträgt sich ein solches Bekenntniß eines deutschen Reichsfürsten, eines Untergebenen des deutschen Kaisers, einer fremden, naturgemäß dem deutschen Reiche feindlichen Macht gegenüber, mit seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich? Doch was fragte dieser Hohenzoller nach Pflicht und deutscher Ehre? —

Beleuchten wir jetzt die Gegenseite des Bildes; nämlich das Benehmen des Preußenkönigs gegen seinen wirklichen Oberherrn, den deutschen Kaiser Joseph II. Hier ist jeder Schritt, der von Berlin aus geschieht, ein Reichsverrath, und zwar ein bewußter und berechneter. Da schreibt der „Spitzbube Fritz" selbst im April 1777, daß er wache über alle Regungen des Hofes zu Wien, um, sobald sich die Gelegenheit biete, darüber herzufallen; daß er sich deshalb bereits mit Rußland und Frankreich verständigt, nach der Türkei zu gleichem Zwecke aber so eben einen Gesandten abgeschickt habe. (Oeuvr. XXVI. p. 391.)

Als der deutsche Kaiser die Corruption an den Reichsgerichten beseitigen wollte, war es der Preußenkönig, welcher ihn daran hinderte; in der handgreiflichen Absicht, Händel zu suchen, um das Bündniß mit Franzosen, Russen und Türken zu verwerthen. Doch Kaiser Joseph wollte keinen Krieg, er ließ daher lieber die Corruption, wie sie war. So gereichte

die Bosheit jenes Hohenzollern also dem ganzen Reiche zum Schaden.

Der Kurfürst von Bayern war dem Tode nahe und hinterließ keinen Sohn. Der nächste Erbe Karl Theodor von der Pfalz hatte ebenfalls keinen erbberechtigten Sohn. Der Kaiser schloß also mit diesem einen Vertrag über die Abtretung eines Theiles von Bayern, wogegen er ihm persönliche Vortheile gewährte; auch der nächstfolgende ganz entfernte Erbe, der Herzog Karl von Zweibrücken, hatte seine Zustimmung bereits ausgefertigt.

Da erfuhr der Preußenkönig die Sache, die ihn, wie jeder ehrliche Mann zugeben muß, auch nicht das Geringste anging. Aber war es ja doch eine Gelegenheit mit Oesterreich Händel anzufangen, zum Kriege zu treiben, Deutschland durch russische Horden verwüsten zu lassen und längst gehegte Raubpläne auszuführen. Was konnte es also für diesen Hohenzoller Erfreulicheres geben! Sofort war daher der „Spitzbube Fritz" entschlossen, die Pläne des Kaisers zu vereiteln.

Er brauchte hierzu zunächst ein gewissenloses Werkzeug und dieses fand er in dem berüchtigten Görz, der zum Reichsverräther wie geschaffen war. Es ist das derselbe Görz, der später zu Regensburg im Anfange dieses Jahrhundertes, sowie zu Rastadt auf dem Congresse als preußischer Gesandter und General-Intriguant zum Untergange des deutschen Reiches das Meiste beitrug; den das Preußenthum überhaupt von 1777 bis 1807 überall da hinschickte und benutzte, wo es einen Reichsverrath oder sonst eine Niederträchtigkeit auszuführen gab.

Diesen Görz schickte der „Spitzbube Fritz" Anfang 1778 mit eigenhändig geschriebenen Vollmachten nach Süddeutschland als seinen geheimen Agenten. Derselbe ging zuerst nach Regensburg und schrieb von da aus an Karl Theodor, der bereits in München eingetroffen war. Dieser aber wies den Sendling, welcher zu feige war, nach München zu gehen, sondern von Regensburg aus Alles ausspionirte und die Drachensaat reichsverrätherischer Tendenzen wider den Kaiser ausstreute, mit Verachtung ab.

Doch ein Mensch wie Görz gibt einen nichtswürdigen Anschlag so bald nicht auf. Er beschloß sich jetzt hinter den Herzog Karl von Zweibrücken zu legen. Zwar erfuhr er, daß

auch dieser bereits seine Zustimmung zum Vertrage mit dem Kaiser ausgefertigt und seinen Minister Hohenfels mit dem betreffenden Aktenstücke nach München geschickt habe. Doch das war für den gewissenlosen hohenzollerschen Agenten kein Hinderniß. Er wußte mit jenem Hohenfels zusammenzutreffen, durch Bestechung ihn zu veranlassen, das Schreiben nicht zu übergeben, sondern in Begleitung des Görz zu seinem Herrn zurückzukehren.

Dieser, ebenfalls ein verkommener Wicht, ganz im Geiste des Spitzbuben Fritz, ging auf dessen Anschläge wider Kaiser und Reich ein und nahm seine Zustimmung zurück. Das war auch von einem Karl von Zweibrücken nicht anders zu erwarten. Zu seiner Charakterisirung sei nur bemerkt, daß er auf die empörendste Weise seine „Unterthanen" bedrückte, in jeder Beziehung ein grausamer Tyrann war und so schamlosen Aufwand trieb, daß er sich trotz seines winzig kleinen Gebietes allein über 1500 Pferde hielt. Darnach läßt sich die übrige Verschwendung ermessen. Auch in moralischer Hinsicht war er gerade so schlecht als jener Hohenzoller, mit welchem er sich wider den Kaiser verband. Jährlich veranstaltete er große Treibjagden, wozu er aus seinem ganzen Ländchen die jungen Mädchen in der Frohne requirirte, mit denen dann seine Jagdgesellschaft vom Herzog bis herab zum Troßbuben vierzehn Tage lang Unzucht und alle möglichen Schandthaten treiben durfte. Vor seinem Schlosse Karlsberg bei Zweibrücken mußte Jedermann den Hut abziehen und sich tief verbeugen; einen Fremden, der es unterließ, weil er das Gebot nicht kannte, ließ der Tyrann dafür halb todt prügeln.

Das war der saubere Herzog von Zweibrücken. Wer ihn noch besser kennen lernen will, wolle nur „die Pfalz am Rhein", Brandenburg 1795, nachlesen. Darin ist er geschildert. Ein solcher Mensch war natürlich für Geld zu Allem fähig. (Oeuvr. XXVI. p. 407.) Wie viel ihm der Preußenkönig gegeben, ist bis jetzt noch nicht bekannt; Thatsache aber ist, daß er nun plötzlich als Sklave des letzteren eine seiner früheren Haltung ganz entgegengesetzte Politik verfolgte.

Dieses Ränkespiel wurde im ganzen deutschen Reiche mit Entrüstung aufgenommen, besonders aber am kaiserlichen Hofe zu Wien. Mit Recht fragte man allgemein, was dem Hohenzoller zu der Anmaßung, sich zum Vormunde und Rich-

ter seines vorgesetzten Kaisers sowie der übrigen Reichsstände aufzuwerfen, die Befugniß gebe. Es war auch eine Unverschämtheit, wie nur ein Preuß sie begehen kann. Der Besitzer von Bayern hatte einen Theil des Landes gegen Gewährung anderer Vortheile an den Kaiser, seinen Herrn, abgetreten. Wen ging das etwas an?

Doch die Sache diente dem Spitzbuben Fritz nur zum elenden Vorwande. Er wollte Krieg um jeden Preis. In einer Berechnung, welche er im Jahre 1775 aufstellte, (Oeuvres IX. 183.) heißt es also: „Der Schatz enthält 22 Millionen zur Kriegsführung, 7 Millionen für die Mobilmachung. Außerdem aber muß noch die Kriegskasse 11 Millionen haben, um zur Kriegszeit die Regimenter in Voraus zu bezahlen. 4 Millionen hierzu sind schon da, die andern werden in drei Jahren, also im Jahre 1778 voll sein!“ Auch an dieser Stelle spricht er wieder die Absicht aus, dann Sachsen zu rauben.

Dieses Jahr 1778 war also vom Preußenkönige bereits drei Jahre in Voraus zur Eröffnung eines neuen Krieges erwählt. Am 16. Januar 1778 gab er demgemäß auch schon den Befehl zur Mobilmachung, ehe er noch das Geringste darüber wußte, ob die durch seinen Agenten Görz geleiteten Intriguen gelangen oder nicht. Im letzteren Falle würde er einen andern Vorwand erdichtet haben. Glaubte er ja doch jetzt auch auf den Beistand der Franzosen, Russen und Türken rechnen zu dürfen.

Als Oesterreich von den umfassenden preußischen Rüstungen erfuhr, rüstete es auch zum Kriege. Die Heere sammelten sich an den Grenzen. Mit größtem Eifer betrieb der hohenzoller'sche Reichsverräther jetzt seine Unterhandlungen mit den Reichsfeinden. Von allen Seiten soll es gegen Oesterreich los gehen. Der Russen ist er sicher; bereits am 4. Februar 1778 schreibt er es seinem Bruder Heinrich. Auch die Nachrichten aus der Türkei seien günstig, fügt er hinzu. Sogar an das kleine Sardinien in Italien wendet sich der Preußenkönig, und richtig, da fand er die gleiche Banditennatur zu Hause. Ebenso, und zwar ganz besonders, vertraut er auf den bourbonischen Franzosenkönig. Endlich glaubt er auch diesen mit Erfolg zum Kriege gegen Deutschland bestimmt zu haben. Am 24. Februar schreibt er seinem Bruder: „Frankreich erklärt sich offen für uns und wird kräftig han-

deln. Auf Frankreich und Rußland gestützt können wir unser Interesse ausbeuten." (Zu finden Oeuvres XXVI. von p. 407 bis 419.) —

Doch seine Wünsche erfüllten sich nicht. Mit Entsetzen muß sein preußisches Herz erfahren, daß die Franzosen nicht wollen und ihn nur zum Narren gehalten haben. Voll Betrübniß schreibt er am 5. März an seinen Bruder die schmählichen Worte, welche wir bereits als Motto auf dem Titelblatte angeführt: „Ich habe Alles gethan, um die Franzosen gegen Oesterreich aufzuhetzen. Ich habe ihnen den Ruhm vorgehalten, das gegebene Wort, ihr eigenes Interesse, die günstige Gelegenheit zum Handeln. Man kann ja nicht mehr thun." (Oeuvr. XXVI p. 419.)

Wahrlich, in diesen Worten concentrirt sich seine ganze Politik von 1740 bis zu jener Stunde. Reichsverrath und Verbrechen aller Art, begangen wider das deutsche Volk, sind die Stufen seiner preußischen Größe. Aber eben deshalb wird diese Größe auch nicht von Dauer sein. Früh oder spät wird sich die Gerechtigkeit an ihr bewähren, nach den Worten der Schrift im 72. Psalm. Möge dieser Tag der Vergeltung für das perfide Preußenthum nicht mehr ferne sein! —

Das preußische Heer befand sich in diesem Kriege in einer elenden Verfassung. Es fehlte an Allem, der Widerwille des Volkes gegen die aus offenbarem Muthwillen veranstaltete Menschenschlächterei war so groß, daß der „Spitzbube Fritz" die Soldaten nur mit größter Mühe und unter Anwendung zahlreicher Niederträchtigkeiten zusammen bringen konnte; deshalb desertirten schon in den ersten fünf Wochen 7000 Mann zu den Oesterreichern. (Vergl. Holsche: Grafschaft Tecklenburg p. 143.; Wiarda Geschichte Ostfrieslands IX. 151; Preuß Urkundenbuch IV. 207, 208, 222, 224 und 226; Dohm I. 133 ff.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Oesterreicher unter nur halbwegs geschickter Führung über die zusammengeraubte Räuberbande, welche nach ausdrücklichem Befehle ihres „Königs" Alles verwüstete und nirgends einen Halm übrig zu lassen angewiesen war, — (Preuß: 224 nr 36) — hergefallen wären, ihr Sieg fast gewiß erschien. Aber die alte Kaiserin Maria Theresia wollte den Frie-

den, sie hatte den Angriff verboten; Kaiser Joseph mußte daher sich darauf beschränken eine feste Defensivstellung zu nehmen, auf welche zu stürmen der Preuße keine Lust hatte.

Er wartete überhaupt noch auf die Russen. Die sollten kommen und im Oesterreich und Deutschland morden und schänden, wie sie es in Polen gethan. Ja, er forderte die russische Kaiserin ausdrücklich auf, sich doch jetzt die Theile Polens zuzueignen, welche Oesterreich bei der Theilung erhalten hatte. Doch die Moskowitin wußte wohl, daß letztere ohne einen schweren Krieg nicht zu bekommen waren und diesen wollte sie so wenig, als Maria Theresia. Es war ihr durchaus nicht darum zu thun, der Raubsucht des Preußenkönigs irgendwie Vorschub zu leisten, darum hütete sie sich wohl, den Oesterreichern wehe zu thun.

Eben so wenig aber wollten die Russen das Recht Oesterreichs anerkennen, vielmehr gelang es dem Preußenkönige französische und russische Vermittlung, d. h. unbefugte Einmischung des Auslandes in die Angelegenheiten Deutschlands, herbeizuführen. Am 13. Mai 1779 wurde zu Teschen ein Friede geschlossen, welchen der russische Gesandte diktirte. Die Bedeutung desselben war **die Einbürgerung des russischen Einflusses in die Angelegenheiten unseres Vaterlandes.**

Und dieses folgenschwere Unheil dankt das deutsche Volk dem Preußenkönige Friedrich II. In aller Welt wacht jeder Ehrenmann mit Eifersucht über die Selbstständigkeit seines Landes und seines Volkes. Dieser Hohenzoller aber that das Gegentheil; er verrieth das Vaterland an dessen natürlichen Feind. Und dabei war er noch so schamlos, der russischen Kaiserin förmlich Glück dazu zu wünschen, daß sie als Gebieterin in Deutschland walte und den Frieden zu Teschen diktirt habe. (Oeuvres XXVII. 3. 223.)

Oesterreich hatte seine Absicht nicht erreicht; es mußte seinen Ansprüchen auf Bayern entsagen und sich mit einem kleinen Theile des Landes, dem s. g. Innviertel, begnügen. Aber auch der Preuß war nicht zufrieden, er hatte einen Weltbrand anzünden, Oesterreich theilen, oder doch wenigstens Sachsen rauben wollen, und — er bekam Nichts. Charakteristisch für ihn und sein Gelichter sind seine hinterlassenen Schriften aus jenen Tagen. Er sagt nicht, „es ist Frieden,"

sondern: „Man muß die Sache abermals verschieben." (Preuß: III. 562.) Und dann verfaßte er schon sofort einen Plan über die Maßregeln, die beim nächsten Kriege gegen Oesterreich zu ergreifen wären, wenn dieses sich abermals nur auf die Vertheidigung beschränke.

Seinen Gedanken nach soll es bald wieder los gehen. Er schickte „seinen Görz" als Gesandten nach Petersburg und ließ der russischen Kaiserin ernst und feierlich ein Bündniß zwischen Rußland, Preußen und der Türkei zur Theilung Oesterreichs vorschlagen. Er glaubte etwas recht Kluges gethan zu haben, aber wie hatte er sich geirrt! Die Kaiserin Katharina war eine verworfene unsittliche Person, wollte aber trotzdem für eine musterhaft christliche Frau gelten. In der Zumuthung, daß sie ein Bündniß mit dem Türk schließen solle, erblickte sie daher eine schwere persönliche Beleidigung. Der Preußenkönig wurde voll Verachtung abgewiesen, alle freundschaftlichen Beziehungen zu ihm abgebrochen. Von Rußland hatte er jetzt nichts mehr zu hoffen, der große Plan, durch dieses seine weiteren Absichten auszuführen, an dem er seit 17 Jahren arbeitete, war zertrümmert.

Diese Thatsache wurde noch evidenter, als Kaiser Joseph, sobald er die Sache erfuhr, sich der Moskowitin näherte und sofort mit ihr ein Bündniß zum Kriege gegen die Türkei schloß. Jetzt blieb dem Preußenkönige vollends nichts Anderes mehr übrig, als seine Raubpläne auf Sachsen u. s. w. zu begraben.

Von nun an mußte er sich auf kleinliche Intriguen beschränken. Er machte zwar noch verzweifelte Anstrengungen, Verzeihung bei seiner moskowitischen Herrin zu erlangen, aber vergebens. Sogar der äußerste Schritt, die Sendung seines Thronfolgers nach Petersburg, blieb ohne Erfolg. Eben so resultatlos blieben die kriechenden Schmeicheleien, die er nach Petersburg schrieb; so kriechend, daß der armseligste russische Leibeigene, falls er schreiben gekonnt hätte, sich nicht schmählicher und unterthäniger ausdrücken könnte. Man lese nur z. B. den Brief vom 22. April 1781 (Oeuvres XXVII. 3. 323) und sage, ob das eines Deutschen würdig ist. Und das ist noch lange nicht das Aergste!

Diese Briefe sind so erniedrigend, daß man sie aus der amtlichen Ausgabe weggelassen hat. Auch in der Ausgabe der „Oeuvres de Frédéric," welche die Akademie zu Berlin

veranstaltete, stehen sie nicht. Dohm jedoch behauptet in seinem Werke, einen Theil derselben gelesen zu haben; und selbst dieser ausschweifende Lobredner des Preußenthums bekennt, die Schmeicheleien, zu denen der König darin sich vor der russischen Kaiserin erniedrigt, seien eines Fürsten unwürdig. Nun, wenn der das sogar sagt, dann muß es in der That arg sein! Und da gibt es noch Kreaturen, die den elenden Wicht, der so die deutsche Fürstenwürde reichsverrätherisch vor dem Auslande verletzte, als „den Großen" preisen! (Vergl. Dohm IV. 259.)

Die Antwort auf diese Erniedrigungen war, daß ihn die Moskowitin nur noch mit desto größerer Verachtung von sich stieß und es ihm immer deutlicher zeigte, daß sie nun durchaus nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle. Im Jahre 1782 schickte sie den Großfürsten Paul auf Reisen mit seiner Frau, welche, wie vorerwähnt, der Preußenkönig verschafft hatte. Trotzdem aber bekam der Großfürst den Befehl, sich lange Zeit in Wien aufzuhalten, aber — nicht nach Berlin zu gehen. (Dohm I. 437.) Und so machte es ihm die Moskowitin bei jeder Gelegenheit. Der Hohenzoller hatte zum Nachtheile des deutschen Handels die Einfuhr von 485 Artikeln in sein Land verboten und dadurch gewissermaßen der Welt gezeigt, wie man seine Nachbarn ärgern könne. Dasselbe Mittel gebrauchte die russische Kaiserin jetzt gegen ihn. Sie legte auf alle preußischen Waaren, ohne Ausnahme, einen Zoll von fünfzig Prozent, was natürlich einem völligen Einfuhrverbote derselben gleich kam. (Oeuvr. XXVI. 501.)

So erhielt er also zum Theil schon eine Abschlagszahlung auf seinen Lohn für sein reichsverrätherisches Treiben. Zwölf Jahre vorher hatte sein wirklicher und rechtmäßiger Oberherr, der deutsche Kaiser, ihm ein Bündniß gegen Rußland vorgeschlagen. Hätte er da, wie es seine Pflicht als Reichsfürst war, die Pläne seines Kaisers unterstützt, anstatt reichsverrätherisch denselben entgegen zu arbeiten, so hätte er vor den Russen nicht auf dem Bauche zu kriechen brauchen. Oesterreich und Preußen zusammen wären stark genug gewesen, Rußland nachdrücklich in Schranken zu halten. Auch Polen wäre dann gerettet worden und bestände heute noch, und wie viel Unglück würde dann überhaupt unserm Vaterlande erspart geblieben sein! Das Preußenthum, und

insbesondere dieser König, trägt die furchtbare Verschuldung, daß es anders gekommen.

Aber auch sogar nach solchen Erfahrungen ließ er nicht ab von seinen Ränken gegen Kaiser und Reich. Hatten die auswärtigen Mächte ihn mit Abscheu zurückgewiesen, so wollte er wenigstens noch im Innern des Reiches die Tendenzen des Reichsverraths pflegen.

Er erfuhr, daß die Domkapitel zu Köln und zu Münster den Erzherzog Maximilian zum Kurfürsten und Erzbischof von Köln, resp. zum Fürstbischofe von Münster zu wählen gedachten. Wenn er die Wahl vereitelte, so machte er dem Kaiserhause Verdruß und schwächte dessen Einfluß. Was bedurfte es mehr für diesen Hohenzoller, um ihn zu allen möglichen Anstrengungen zu veranlassen. Sofort ging er an's Werk.

In Hamm hatte er einen General sitzen, Namens Wolfersdorf, ein Tyrann im Kleinen, nach dem Vorbilde seines Herrn, der dort für diesen die Funktion eines Menschenräubers versah. Derselbe machte nämlich fortgesetzt Raubzüge in die Gebiete der benachbarten Reichsfürsten und nahm junge Männer mit Gewalt, wo er sie nur fand. Die wurden dann rechtswidrig in die bekannte Folteranstalt, „preußische Armee" genannt, gesteckt.

Dieser Mensch wurde jetzt vom „Spitzbuben Fritz" gebraucht, um in Köln und Münster die Wahl des kaiserlichen Erzherzogs zu vereiteln. An beiden Orten machte er es gerade so, wie es der Görz in Zweibrücken gemacht hatte. Zuerst erschöpfte er alle Künste der Ueberredung; dann schleppte er Säcke voll Geld herbei und versuchte, ob er unter den Domkapitularen nicht den einen oder andern Judas fand, der sich mit seinen preußischen Silberlingen bestechen ließ; und — zuletzt drohte er mit Gewalt. So hatte es ihm sein Herr befohlen.

Doch dieser mußte den Verdruß erleben, daß er sowohl in Köln als in Münster mit seinen Bestrebungen schmählich durchfiel. An beiden Orten wurde der Erzherzog gewählt. Man ließ sich hier nicht vom Hohenzoller den Wahlkandidaten vorschreiben, wie es dieser Tyrann bei der Bischofswahl in Breslau sich erlaubt hatte; und zudem war er ja überall im Reiche, namentlich seitdem er in Polen die Kinder beiderlei Geschlechts geraubt, so verhaßt, daß man schon ihm zum

Aerger den Kandidaten, den er vorschlug, nun erst recht nicht wählte. (Vergl. Dohm I. 295 ff., besonders Seite 315 und 316.)

Doch wie bodenlos schlecht der „Spitzbube Fritz", und wie ihm Reichsverrath und Intriguiren gegen den Kaiser zur anderen Natur geworden war, zeigte sich noch viel eclatanter in der Streitigkeit des deutschen Kaisers mit Holland. Im westphälischen Frieden hatte eine gewaltthätige Staatskunst den treu gebliebenen katholischen Niederländern durch Sperrung der Flüsse den Seehandel verboten, damit die protestantischen Holländer, welche rebellisch von ihrem Fürsten abgefallen waren, desto reicher würden. Eine empörendere Ungerechtigkeit als diese, einem Volke die natürlichen Wasserstraßen seines eigenen Gebietes zu Gunsten eines Fremdlings schließen, ist gar nicht denkbar. Doch das war „fürstliche" Politik.

Dieses empfand auch der deutsche Kaiser Joseph. Er hatte seine Niederlande besucht, die Ruinen der alten Herrlichkeit, die früher so reichen, jetzt aber verfallenen Städte betrachtet; er sah zu Antwerpen die mächtigen Fluthen der Schelde; breit und tief genug, um den blühendsten Handel der Welt zu ermöglichen, aber todt und öde, ohne ein Schiff. Voll Entrüstung wollte er diesen schmählichen Zustand beseitigen, seinen Unterthanen die Freiheit des Seehandels verschaffen.

Doch da war es wieder der Preußenkönig, der ihm in den Weg trat und den Plan vereitelte. Er verband sich mit den Holländern, lieferte ihnen unter der täuschenden Firma „Werbefreiheit" die Soldaten zum Kriege gegen den deutschen Kaiser; verweigerte den kaiserlichen Truppen dagegen den nöthigen Durchzug durch seine Provinzen. Dabei wiegelte er auch noch die Mächte des Auslandes gegen den Kaiser auf, seinen Absichten in den Weg zu treten; ja, bestach sogar in Frankreich die literarischen Wortführer, damit sie in ihren Schriften die sonnenklar gerechte Sache entstellten und die öffentliche Meinung irre leiteten. Ist das nicht die gleiche, im strengsten Sinne des Wortes gemeine Spitzbuben-Taktik, welche in dem Kinderraub in Polen und dem Abgraben des Trinkwassers bei Danzig zu Tage tritt?!

Und für eine so wahrhaft teuflische Ungerechtigkeit nimmt der Hohenzoller die „Geltung eines geschlossenen Ver-

trages" zum Vorwand; er, der rücksichtslos die heiligsten Verträge gebrochen hatte! Offenbar ist eine solche unmoralische Gewaltthat, wodurch die Schließung einer Wasserstraße, welche die Natur selbst dem Volke zur Entfaltung seines Fleißes bestimmt und gegeben hat, erpreßt wurde, schon ipse facto nichtig und ohne jede Verpflichtung zur Respektirung. Erpreßte Verträge, die der Gerechtigkeit und Moral widerstreben, sind eben so wenig bindend, wie ein gewaltsam erzwungener Eid, wodurch Jemand geloben soll, etwas Unmoralisches zu begehen oder zu dulden.

Doch was galt das Recht und Wohl eines Volkes bei jenem Hohenzoller! Er vereitelte wirklich die Absichten des Kaisers, zumal Joseph II. nicht der Mann dazu war, um im Geiste eines Ferdinand II. hochherzig Alles für Recht und Ehre zu wagen. Die Intriguen des Preußenkönigs lähmten seinen Eifer und benahmen ihm in solchem Grade alle Freude an seinen niederländischen Provinzen, daß er beschloß, dieselben dem Kurfürsten von Bayern gegen Ueberlassung Bayerns abzutreten.

Aber sofort hetzte der Preußenkönig den bereits beschriebenen Herzog von Zweibrücken auf, wieder zu protestiren. Zugleich wandte er sich an alle Reichsfeinde. Frankreich bat er, doch nicht zu gestatten, daß Oesterreich seine schwache Seite verliere und dann von den Franzosen nicht mehr direkt angegriffen werden könne. An die russische Kaiserin wandte er sich mit demüthigem Flehen, doch nicht zuzugeben, daß „ihr eigenes glorreiches Werk, der Friede zu Teschen, zerstört wurde." Derjenige, der Letzteres geschrieben hat, war ein Hohenzoller, der König Friedrich II. Der ausführliche Inhalt des Briefes findet sich Dohm III. p. 43. Ist je in Deutschland der Reichsverrath schmählicher betrieben worden?

Zugleich wiegelte er die deutschen Reichsfürsten gegen den Kaiser auf. Mit Sachsen, Hannover und Hessen schloß er ein förmliches, auf Zerstörung der Reichsverfassung gerichtetes Bündniß, dessen einfache Existenz schon Verrath war, da sich seine Spitze gegen das Haupt des Reiches, gegen den Kaiser richtete. Und so gelang es ihm abermals, den Austausch Bayerns gegen die Niederlande zu vereiteln und den Reichsfeinden den Dienst zu erzeigen, „daß Oesterreich seine

schwache Seite behielt, welche die Franzosen stets direkt fassen konnten."

Dieses war die letzte politische That des Erzreichsverräthers Friedrich II. Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick in sein häusliches Leben. Dasselbe blieb den bereits früher geschilderten Gewohnheiten seiner Jugend gleich. Namentlich dauerte die Unsittlichkeit in einem Grade und in Formen fort, daß sie völlige Zeugungsunfähigkeit zur Folge hatte. Wir wollen diesen Punkt nicht weiter ausführen, sondern nur noch andeuten, daß seine vorzüglichen Lieblinge eine große Anzahl von Hündinnen waren, die er wie Menschen verpflegen und bedienen ließ. Die „Favorithündin" fuhr sogar nach des Königs Anordnung in sechsspännigem Hofwagen und schlief mit in seinem eigenen Bette. Als er starb, war sein letztes Verlangen, **unter seinen Hunden begraben zu werden.** Wir schließen diesen Gegenstand mit der Bemerkung, daß der gewiß auch keineswegs sittliche Voltaire doch mit großem Abscheu von den Ausschweifungen dieses Hohenzollern spricht, und ihn noch in seinem Alter als „reif für Sodoma und Gomorrha" erklärt. Welche Gattung von Unzuchtsverbrechen Voltaire mit diesen Worten andeuten will, bedarf wohl keiner Erläuterung. (Vergl. Voltaire: Vie privée, auch Preuß I. 255, Oeuvres XXVII. 1. p. 204 und Annegarn: Weltgesch. vierte Ausgabe, Band 7 Seite 258 oben.)

Dieser Hohenzoller, den das Preußenthum als sein Ideal verehrt, lebte in fortgesetztem Ehebruche. Seine rechtmäßige tugendhafte Gemahlin behandelte er mit der schändlichsten Gleichgültigkeit, ja, nicht selten mit wirklicher Gemeinheit. An Kränkungen und Beleidigungen ließ er es ihr nicht fehlen. Zeuge dafür sind schon seine hinterlassenen Briefe, die auf diesem Gebiete schwerlich ihres Gleichen haben unter Umständen wie die damaligen. Seinen Bruder und Thronfolger Wilhelm stürzte er durch ungerechte Vorwürfe mit gebrochenem Herzen in ein frühes Grab. (Vergl. darüber Oeuvres XXVI. 178; Preuß II. 355.)

Mit dessen Sohne, seinem nunmehrigen Erben, lebte er in unausgesetzter Spannung. Sein böses Gewissen war gegen denselben voll Mißtrauen. Er schloß ihn von aller Theilnahme an den Geschäften aus und leitete ihn eben da-

durch auf den Weg der Verirrungen, die später so großes Aergerniß verursachten.

Auch gegen seinen Bruder Heinrich war er voll Gehässigkeit und tückischer Falschheit. Derselbe hatte noch nicht (wie er) alle deutschen Gefühle abgestreift, sondern tadelte oft die reichsverrätherische Politik des „Spitzbuben Fritz"; das zog ihm dessen Haß zu. Dieser machte sich bis zu solchem Grade in niedrigen Kränkungen Luft, daß er dem Bruder sogar die Erlaubniß zu Vergnügungsreisen verweigerte und seine untergebenen Offiziere gegen ihn zu reizen versuchte. (Vergl. Oeuvr. XXVI. 94. ff. und p. 258; auch die Zeitschrift Minerva von Bran 1839 S. 360 und Oeuvr. V. p. 205 ff.)

Es ist bei sorgfältiger Prüfung der Handlungen und Eigenschaften dieses Hohenzollern absolut unmöglich, auch nur in irgend einer Beziehung etwas Gutes über ihn zu sagen. Man hat seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung gerühmt, aber dieser „Ruhm" schwindet bei unbefangener Beleuchtung wie Schnee vor der Sonne. Seine Verordnungen tragen den Stempel des Despotismus, oft sogar der Grausamkeit. In dieser Beziehung sei nur daran erinnert, daß er sogar verboten hatte, verurtheilten Verbrechern, oder auch den Opfern seiner ungerechten Willkür, vor oder bei der Hinrichtung einen Priester zu bewilligen. Und selbst durch das gepriesene „Landrecht" läuft der Geist des Reichsverrathes wie ein rother Faden. Es vollendete die Trennung der „Unterthanen" des Hauses Hohenzollern vom deutschen Reiche, ja, schuf ein besonderes Reich im übrigen Deutschland. Und dann, wie zahlreich sind auch seine Mängel in anderer Hinsicht. Es zertrat die Rechte des Bürgers und Bauers zu Gunsten des Adels, umgab diesen mit Privilegien; schändete die Heiligkeit der Ehe und begünstigte Unzucht und Ehebruch. — Verdient das vielleicht Ruhm?

Und wahrhaft erbärmlich und elend hat dieser König die Schulen, die Erziehung und die Pflege der deutschen Wissenschaft und Literatur vernachlässigt. Selbst sein Lobredner Dohm muß (IV. 439) bekennen, daß er für die Erziehung der Jugend während seiner langen Regierung fast gar nichts gethan. Das Einzige, wozu er sich einmal aufraffte, hätte er auch besser unterlassen, denn es gereichte der Sache nur zum Verderben. Als er nämlich nach dem siebenjährigen

Kriege erfuhr, daß so viele Invaliden und Krüppel bettelnd das Land durchzögen, befahl er einfach, „man solle sie als Schulmeister verwenden." Ob sie dazu irgend brauchbar oder fähig seien, darnach wurde nicht gefragt. (Vergl. Dohm IV. 445.) Seine Minister hatten ein s. g. „General-Schul-Reglement" ausgearbeitet; er ließ dasselbe aber gar nicht in Kraft treten, es gerieth völlig in Vergessenheit. (Vergl. Preuß III. 114.)

Es ist ergötzlich, wie der „Spitzbube Fritz" Oeuvr. IX. 37. als die Aufgabe der Schule bezeichnet 1) daß die Schulmeister dafür sorgen, daß die Leute nicht katholisch werden, und 2) daß sie nicht stehlen und morden. Für mehr hat er keinen Sinn. Die höhern Schulanstalten corrumpirte und vernachlässigte er ebenso. Die Akademie in Berlin besetzte er mit lauter Ausländern seiner Gesinnung d. h. mit unsittlichen Subjekten; diese waren dann auch seine Rathgeber und Genossen. Die französische Sprache machte er am Hofe und in allen Kreisen, mit denen er in Berührung kam, zur herrschenden Umgangssprache. Deutschland und seine Bildung verachtete er ärger, als je ein Deutscher sie verachtet hat. Darum gab er auch nur Pariser Philosophen Pensionen, natürlich damit sie in seinem Interesse in ihren Schriften gegen den deutschen Kaiser und das deutsche Reich wühlten, aber jegliche Unterstützung der deutschen Wissenschaft verweigerte er.

In wie hohem Grade er in jeder Hinsicht Barbar, unwissend, und ohne alles Verständniß für wahre Kunst und Würde war, bewies er täglich. Bei der Beraubung Polens im Jahre 1772 bekam er auch das schöne Schloß des deutschen Ordens zu Marienburg. Ein jeder Fürst, der nur einen Funken deutsches Gefühl besessen, hätte dieses herrliche Monument deutscher Baukunst, an das sich so viele wichtige Erinnerungen knüpften, in seiner vollen Pracht zu erhalten gesucht. Aber nicht so der Preußenkönig. Er bestimmte das Schloß erst zum Zuchthause, dann zur Kaserne. Allerdings treffend, denn wenn man die Bedeutung des ganzen Preußenthums für das Volk und für Deutschland überhaupt in zwei Worten ausdrücken will, kann man keine bezeichnendere wählen, als: „Kaserne und Zuchthaus." Durch Verfügung vom 11. September 1779 machte er den Remter zum Exerzierhause;

den Rittersaal aber ließ er in acht Vagabundenquartiere eintheilen.

Als die Dichterin Karsch ihn um Unterstützung bat, sandte er ihr zwei Thaler, die sie ihm jedoch zurückschickte. Der Professor Müller machte sich verdient durch Erforschung der mittelalterlichen Poesie und sandte dem „Könige" im Jahre 1784 ein Exemplar des Nibelungenliedes. Doch dieser antwortete ihm: „Die Gedichte des 12., 13. u. 14. Jahrhunderts sind nicht einen Schuß Pulver werth und ich dulde in meiner Bücherſammlung dergleichen elendes Zeug nicht, sondern schmeiße es heraus."

Es lebten fast unter seinen Augen die vorzüglichen deutschen Dichter Gellert, Kleist, Klopstock, Lessing, Rammler, Gleim, Engel und Göthe, aber er that nicht das Geringste für sie. Ja, er sah die Entfaltung der deutschen Literatur mit einem Haß und Grimm, der so arg war, daß er eine eigene Schmähschrift voll Verläumdungen gegen die Werke der deutschen Dichter verfaßte, natürlich in französischer Sprache, denn deutsch schreiben konnte er nicht einmal. (Vergl. das elende Machwerk Oeuvres VII. 91; auch Dohm I. 257.)

Doch der „Spitzbube Fritz" hatte sein Ziel jetzt erreicht. Im Anfange des Jahres 1786 befiel ihn die Wassersucht, und, weil er eben so despotisch, wie er früher die Mahnungen seiner Minister verworfen hatte, sich jetzt über den Rath der Aerzte hinwegsetzte, so wurde das Uebel bald unheilbar. Er war nämlich stets der Genußsucht auch darin ergeben gewesen, daß ihm Schwelgerei und eine reich besetzte Tafel über Alles ging. Selbst in der Krankheit wollte er nicht davon lassen und den Regeln der Mäßigkeit auch nicht das Geringste nachgeben. So sehr war er Sklave seiner Leidenschaften und zugleich Tyrann, der sich nicht einmal vom Arzte etwas verschreiben ließ. Das Resultat war, daß er am 17. August 1786 starb. (Preuß: IV. 234. ff.)

Als diese Nachricht im Lande bekannt wurde, war die Freude des Volkes unbeschreiblich. An vielen Orten gab man derselben öffentlich Ausdruck. Allein in der Stadt Stettin verkündeten zwei Geistliche offen von der Kanzel, „er sei zum Teufel gefahren." Also berichten Mirabeau und Manv. I. 189.

Es verdient hier hervorgehoben zu werden, daß dieser Mirabeau nicht etwa ein Feind, sondern vielmehr ein warmer Anhänger Friedrich II. war. Trotzdem aber erzählt er weiter, daß man in Berlin des Königs bis zum Abscheu überdrüssig gewesen sei und dieses sogar hier in der Hauptstadt allgemein zu erkennen gegeben habe. (Mirab. und Mauv. I. 193.)

Und so war es überall im Lande und in ganz Deutschland. Doch am charakterisirendsten bleibt ohne Zweifel das Verdikt, welches die Landstände von Ostfriesland fällten. Dieses Land hatte Friedrich II. im Jahre 1744 unrechtmäßig an sich gerissen. Dabei hatte er die Aufrechthaltung der Stände und aller Rechte des Volkes feierlich gelobt. Kaum aber war er im Besitze, da spielte er den unbeschränkten Tyrannen, hier wie überall und trat die Rechte des Landes mit Füßen. Die Folge war, daß der Landtag protestirte und ihn an sein gegebenes Wort erinnerte. Doch damit war der Hohenzoller schnell fertig; er schickte die Vertreter des Volkes heim und berief sodann während seiner ganzen Regierung keinen Landtag mehr, obgleich dieses die eclatanteste Verfassungsverletzung war.

Sehr natürlich, daß daher das Volk sich sofort nach seinem Tode an seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. mit der Bitte wandte, verfassungsgemäß den Landtag zusammentreten zu lassen. Dieser erfüllte das Begehren. Die Stände von Ostfriesland traten zusammen und einer ihrer ersten Beschlüsse war, daß sie dem verstorbenen Tyrannen ein Denkmal setzten, wie er es verdient hatte. Sie erklärten nämlich einstimmig und amtlich und meldeten den Beschluß seinem Nachfolger nach Berlin, daß das Volk von Ostfriesland constatire, daß Zufriedenheit, Freude und Vertrauen seit vierzig Jahren, also so lange Friedrich II. regiert, den Herzen der „Unterthanen" fremd geworden seien. (O. Klopp: Geschichte von Ostfriesland von 1744 bis 1815 Seite 194.)

Dieses feierliche Urtheil der competenten Vertreter des Volkes sagt offenbar Alles. Freude, Zufriedenheit und Vertrauen erklären sie den Herzen des Volkes entschwunden. Schärfer dürfte sich unter amtlichen Formen eine Volksvertretung dem Regenten gegenüber schwerlich ausdrücken können. Und es ist wohl zu beachten, das Verdikt wurde

gefällt von berufenen Leuten, welche die Zustände und die Wahrheit aus eigener Anschauung kannten, kurz nach dem Tode des „Spitzbuben Fritz".

So sprachen die Landstände von Ostfriesland. Diese Provinz hatte aber noch lange nicht so schwer unter dem Despotismus jenes Königs gelitten, als die übrigen Theile seiner Besitzungen. Doch letztere hatten kein Organ zum Ausdruck ihrer Gefühle, ihnen hatten die Hohenzollern schon längst alle ständischen Rechte geraubt und die Verfassungen zertreten, sie konnten sich nicht äußern. Auch keine Presse gab es in Preußen, die diesen Namen verdient oder nur der geringsten Unabhängigkeit und Freiheit sich erfreut hätte, sondern nur einzig Hofzeitungen. So nennt sie sogar Dohm (III. 354.) Daß Hofzeitungen aber nicht die Wahrheit über einen verstorbenen Fürsten sagen und auch nicht sagen können, dürfte evident sein.

Es gab also im ganzen Lande nur eine einzige Autorität zum ständischen Ausdrucke der Volksstimmung, und nach deren Urtheil und Zeugniß möge man jetzt das Heer der geschichtsfälschenden Staatsprofessoren beurtheilen. Ja wir wiederholen hier am Schlusse, was wir in der Einleitung sagten: Es gibt keinen zweiten Fürsten in der Geschichte, zu dessen Gunsten so viele offenbare Lügen verbreitet werden, als über diesen Hohenzoller Friedrich II. Deshalb haben wir in unserer ganzen Arbeit uns strenge an allgemein anerkannte Quellenwerke zur Constatirung der Wahrheit gehalten, und an allen wichtigen Stellen die Quelle ausdrücklich genannt. Mögen jetzt, gestützt auf letztere, die bestochenen Hofliteraten uns widerlegen, wenn sie es vermögen! Sie sind hiermit dazu herausgefordert.

XII.

Zustand des preußischen Landes beim Tode Friedrich II. Früchte seiner Regierung. Schlußwort.

Hier können wir uns wahrlich kurz fassen. Die in Abtheilung VII., VIII. und IX. geschilderten Zustände und constatirten geschichtlichen Thatsachen sagen ja Alles. Das Elend, in welchem dieser König sein Volk zurückließ, war entsetzlich.

Ein solches Aussaugungssystem, wie er es betrieben, konnte auch nur die Verarmung des Landes zur Folge haben, welche die unverdächtigsten Zeugen jener Zeit berichten. Mirabeau und Mauvillon bekennen, daß beim Tode Friedrich II. in Preußen der dreizehnte Mensch von Almosen gelebt habe, wobei jedoch Alle die, welche sich in Spitälern und ähnlichen öffentlichen Anstalten befanden, nicht einmal eingerechnet sind. (M. und M. I. 414.) Der Wohlstand des Landes war mit jedem Jahre mehr geschwunden; in Folge der Lähmung der bürgerlichen Erwerbsthätigkeit hatten sich, trotz aller Grausamkeit bei der Steuererpressung, die Einnahmen von Jahr zu Jahr vermindert, und als der König starb, hatte das Land eine volle Million Einwohner weniger, als es selbst bei umfassender Berücksichtigung der Verluste durch den Krieg nach der naturgemäßen Volksvermehrung hätte haben müssen. Die Lügenhaftigkeit der Herzberg'schen Berichte, welche dieses zu vertuschen suchen, haben in diesem wie in vielen anderen Punkten bereits Mirabeau und Mauvillon nachgewiesen. (M. und M., 2. Auflage, I. 478.)

Wir wollen auch hier ein Zeugniß aus jenen Tagen citiren. Der Nachfolger Friedrich II. hatte die Fesseln, in welchen die Presse schmachtete, etwas gelüftet. Letztere beschäftigte sich daher jetzt viel mit dem Elende des Landes. Insbesondere berichtet die „Berliner Monatsschrift" von 1787 1 Stück also:

„Eine ungeheuer große Menge von Menschen aus allen Ständen, Jung und Alt, laufen im Lande umher von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und erbitten, ertrotzen, erdrohen oder stehlen sich den nöthigen Lebensunterhalt. Krüppel und Lahme werden in großer Anzahl bettelnd herum geführt. Ein großer Theil dieser Menschen besteht aus abgedankten Soldaten, die auf den König schimpfen, weil er sie jetzt betteln und verhungern lasse, nachdem sie ihre Haut und Knochen für ihn zu Markte getragen, — ferner aus Soldatenweibern und Soldatenkindern. Die Menge dieser umherstreifenden Menschen und ihr Ueberlauf ist so groß, daß durch ein Dorf, zumal wenn es an der Landstraße liegt, dreißig bis vierzig und noch mehr tagtäglich durchpassiren und von Haus zu Haus betteln. Man muß bedenken, daß die nämlichen Leute durchaus nicht oft in einem und demselben Orte wieder erscheinen. Manche kommen alle Jahre nur einmal oder noch seltener; darnach kann man sich einen Begriff von der Anzahl machen."

Es verdient erwähnt zu werden, daß keineswegs schlechte Ernte oder Hungersnoth vorausgegangen war. Diese Zustände waren vielmehr vorhanden unter ganz gewöhnlichen Verhältnissen; lediglich ein Zeichen der allgemeinen Verarmung des Landes. Der Verfasser des obigen Aufsatzes erzählt dann ferner aus eigener Erfahrung: Ein Bauer an der Landstraße müsse mindestens eben so viel Brodkorn auf die Bettler rechnen, wie auf seine ganze Familie und einen großen Hausstand. Grade in der Kurmark-Brandenburg war das Elend und die Noth am größten. Ein preußischer Junker — und ein solcher redet nie seiner „Regierung" zum Nachtheil ohne dreifachen Grund — (v. Rochow auf Rekahn) berechnete, daß die Bettler dem Volke mindestens zwei Millionen Thaler jährlich kosteten und das Land hatte nur im Ganzen fünf Millionen Einwohner. Es gab in Preußen keinen reichen Kaufmann mehr, der im Stande gewesen wäre, eine bedeutende Unternehmung aus eigenen Mitteln anzufangen. Nur einige Juden waren durch die Besorgung der königlichen Falschmünzerei reich geworden. (Vergl. Mirabeau und Mauv. II. 395.)

Gewiß treffend zeichnen auch die ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelm II. die damalige Lage des Staates. Er sah sich genöthigt, vor Allem die Münzfälschung einzustellen, die Regie abzuschaffen, das königliche Monopol des Kaffee's und Tabaks zu beseitigen, die schwer getrübte Unabhängigkeit des Richterstandes zu restituiren, den Verbrechern vor der Hinrichtung wieder einen Priester zu gewähren und die königlich preußischen Menschenräubereien aufzuheben. Er selbst sagt in dieser Hinsicht über die Handlungsweise seines Vorgängers: „Es hat dem Rufe der preußischen Armee äußerst nachtheilig werden müssen, daß bei Anwerbung der Ausländer nicht nur hinterlistige Täuschungen und selbst Gewaltthätigkeiten angewendet, sondern zur Herabwürdigung der Ehre und Rechte der deutschen Nation ein förmlicher Handel mit Menschen getrieben worden ist. Wir gedenken nicht anderer, noch ungleich dunklerer Flecken in der Armee selbst, worüber die häufigen Denunciationen und die befremdliche Menge schmutziger Prozesse in verschiedenen Regimentern ein höchst widerliches Licht vor der Welt verbreitet haben." (Ausführlich bei Preuß: IV. 333.) Letzterer Passus bezieht sich darauf, daß die Offiziere auch die Unzucht des „Spitzbuben Fritz" im ausgedehnten, ganz unglaublichem Grade nachahmten.

Wenn also der neue König sogar über die Regierungsweise seines Vorgängers öffentlich zu urtheilen sich genöthigt sah, so läßt sich daraus wahrlich ermessen, daß die Dinge mehr als arg waren. Doch Alles dieses betraf nur den preußischen Staat selbst, wie viel furchtbarer und nachhaltiger sind dagegen die Folgen der Thaten Friedrich II. für das ganze Deutschland!

Um diese zu erkennen, muß man die Verhältnisse vor 1740 sich vergegenwärtigen. Das deutsche Reich bestand noch vollkommen in seiner Würde und Autorität. Zwar waren durch die Kirchenspaltung und den westphälischen Frieden die Bande zwischen den Gliedern und dem Haupte gelockert, aber sie waren noch keineswegs zerrissen. Noch bestand keine Kluft, kein Krebsübel in unserm Vaterlande, welches es unmöglich gemacht hätte, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, um in die wohlerhaltenen Formen wieder den alten Geist

einzuhauchen und die Glanzperiode unserer Nation zu erneuern. Es brauchte nur ein thatkräftiger Kaiser von wirklicher Geistesgröße das Reich zu beglücken, und es war noch nichts verloren, die entschwundene Herrlichkeit konnte noch wieder hergestellt werden.

Das aber wurde absolut für die Zukunft unmöglich gemacht von der Stunde an, wo der Hohenzoller Friedrich II. die räuberische Hand nach Schlesien ausstreckte, wo er die Franzosen und alle Reichsfeinde verrätherisch anbettelte, doch das Schiedsrichteramt zur Vertheilung der Erblande des alten ehrwürdigen deutschen Kaiserhauses auszuüben. Von da an datirt der Untergang des deutschen Reiches, der Verfall unserer Nation.

Jedes Reich, welches die Schlange am eigenen Busen nährt, worin ein starker Verräther unausgesetzt bereit ist, allen auswärtigen Feinden die Thore zu öffnen und im Bunde mit ihnen raubend und mordend über die Hausgenossen herzufallen, ist nothwendig der Auflösung verfallen. Eine solche Rolle aber spielte jener Preußenkönig seit 1740 gegen unser Vaterland, und sodann seine Politik weiter bis das in der Wirklichkeit längst gemeuchelte Reich im Jahre 1806 auch äußerlich sein Scheinleben schloß.

Auf dem Hohenzoller Friedrich II. also lastet der Fluch dieses Unglücks und des Meeres von Blut und Thränen, welches in Folge davon unser Vaterland bereits betroffen hat und ihm noch bevorsteht. Eine mit ehrloser List seit langer Zeit gepflegte Begriffsverwirrung hat aus diesem furchtbaren Frevel sogar „Großthaten" zu machen gesucht, von „preußischer Mission" u. drgl. gesprochen. Etwas Erbärmlicheres aber als solches Treiben kann es schwerlich geben. Wir wollen das an einem Beispiele erläutern:

Denken wir uns eine große blühende Familie mit vielen Brüdern, die bisher stets friedlich zusammen gelebt, und, wenn auch hie und da ein kleiner häuslicher Zwist entstand, doch in der Stunde der Gefahr dem Vater allemal treu zur Seite standen. Plötzlich erhebt sich in diesem Hause nun ein ruchloser Bube, schafft sich Messer und Dolch an, schließt Vertrag und Einverständniß mit allen Feinden seines Vaters, nimmt auch noch fremde Banditen in Sold und fällt dann plötzlich im Bunde mit diesen über Vater und Brüder her. Nach tückischem Kampfe verstümmelt er den Vater und wirft ihn

aus dem Hause. Von den Brüdern mordet er einen Theil und raubt ihr Erbe, den übrigen aber entreißt er tyrannisch ihre wichtigsten Natur- und Menschenrechte und macht sie, die bisher freie Kinder des Hauses und Alle gleichberechtigt waren, zu seinen Sklaven, deren Kräfte er als Despot zu ihrem eigenen Verderben ausbeutet, und von denen Keiner einen Tag sicher ist, daß der Usurpator nicht auch ihm seine Existenz meuchlerisch raubt und sein Eigenthum an sich reißt.

Wird ein ehrlicher Mann einen solchen „Bruder" vielleicht loben und sagen, er habe eine „göttliche Mission" geübt? Gewiß nicht. Auch der glückliche Erfolg der Schandthat kann letztere nur in den Augen eines blödsinnigen Thoren bemänteln. Der Vernünftige dagegen weiß, daß, wenn in der Regel in der Welt das schlechteste Pack das meiste Glück hat, dieses nur daher rührt, weil der Ehrlosigkeit und dem Verbrechen auch das schmutzigste Mittel nicht zu niedrig ist, um sich dessen zu bedienen, während der Rechtschaffene nur mit ehrlichen Maßregeln kämpft, also zwischen ihm und dem Schurken die Waffen ungleich sind.

Kann aber im socialen Leben der glückliche Erfolg eines Verbrechens letzteres nicht zu einer rühmlichen That stempeln, dann darf auch kein Bürger, der sich selbst ehrt, dieses bezüglich eines Fürsten anerkennen. Das Gegentheil hieße Menschenwürde und Menschenrechte verleugnen. Für alle ehrlichen Leute kann also der Hohenzoller Friedrich II. nur ein Gegenstand der tiefsten Verachtung sein. —

Jetzt ließen sich zum Schlusse noch gar interessante Beleuchtungen der Gegenwart an die historischen Thatsachen der Vergangenheit anknüpfen. Wir könnten einmal untersuchen, nach welchem System Preußen in unsern Tagen gehandelt, ob das vielleicht dieselbe Taktik ist, welche der „Spitzbube Fritz" vor hundert Jahren als berliner Münze in Cours gesetzt.

Doch unsere Leser wissen ja, daß je schuldbarer sich die Leute fühlen, desto empfindlicher sie gegen das Licht sind. Alle Welt kennt den Zustand der „Preßfreiheit" in Deutschland. Man wird es daher sehr natürlich finden, daß wir den Preußen nicht das Vergnügen bereiten wollen, die Verbreitung des Buches in Deutschland unmöglich machen zu können. Der bisherige Inhalt desselben behandelt lediglich Personen und Ereignisse, welche der Geschichte und einer Vergangenheit von

hundert Jahren angehören, die man also weder mit dem Preßgesetze vom 7. Mai 1874 noch mit einem Artikel des geltenden Strafgesetzbuches, welche beide nur lebende Fürsten und gegenwärtige Staatszustände decken, der Beleuchtung entziehen kann. Die Personen aber, welche 1866 und 1870 handelten, leben noch, bezüglich ihrer kann daher noch von keiner Veröffentlichung der Wahrheit die Rede sein.

Die Schlußziehung und die Vergleichung mit der Gegenwart überlassen wir also dem Leser. An der Hand des Materials, welches wir hier geboten, ist wahrlich Jeder dazu im Stande. Was berliner Behauptungen und alle Angaben preußischer Hofgeschichtsschreiber und Preßbuben, sowie die Fabeln der Schulbücher über preußische Fürsten für einen Werth haben, ist in diesem Werke nachgewiesen. Derjenige, welcher von der ganzen preußischen Lobhudelei also noch das Geringste glaubt, müßte in der That ein höchst einfältiges Schaf sein.

Um das Preußenthum mit seinen politischen und religiösen Zielen, seiner innersten Natur nach, nebst seiner Wahrheitsliebe und seinem Verhältnisse zum Wohle der Völker wie der Nachbarfürsten ganz gründlich kennen zu lernen, gibt es kein besseres Mittel, als die Geschichte Friedrich II. zu studiren. Diese macht uns auch die Gegenwart so verständlich, wie ein aufgeschlagenes Buch. Und auch in unsern Tagen ist dieses Studium für alle Fürsten und Völker, welche noch etwas zu verlieren haben, von der höchsten Wichtigkeit. Mögen sie erkennen, was zu ihrem Heile dient, und sich vorsehen, ehe es zu spät ist. Der höchste Grad von Einigkeit, Energie und Thatkraft bezüglich der Anwendung von Sicherheits- und Vertheidigungsmaßregeln, um den Frieden und die Ruhe Europa's zu schützen, ist geboten.

Für den unbefangenen Politiker sind die Vorboten des Sturmes in großer Anzahl bemerkbar. Nur an Eines wollen wir erinnern. Ehe im vorigen Jahrhundert der Hohenzoller und der Moskowite über Polen herfielen, bestachen sie einen Theil der polnischen Volksvertreter und warben alle Schurken in Polen an zur Lähmung der Vertheidigungsmaßregeln der Nation. Das Mittelchen ist überhaupt jederzeit von allen denen angewandt worden, welche solche Gelüste hegten, wie das Thier, welches man zur Warnung auf

Notiz.

Der Verfasser dieses Buches ist bereit, zur Beleuchtung des Preußenthums und zur Vertheidigung der Rechte Aller durch das preußische System Bedrängten oder Unterdrückten ein **eigenes**, täglich erscheinendes Blatt zu gründen und **selbst zu redigiren**, wenn demselben zu den Anfangskosten des Unternehmens ein Beitrag von dreitausend Thalern geboten wird.

Ich bin mir bewußt, daß meine Feder nur dieser kleinen Mitwirkung bezüglich der ersten Anfangskosten bedarf, um dann aus eigener Kraft, durch den Inhalt des Blattes selbst und die Art und Weise der Redaktionsführung die Dauer und den Erfolg des Unternehmens glänzend zu sichern.

Anerbietungen wollen nur an mich direkt gerichtet werden. (Ebenso auch bezüglich des Uebersetzungsrechtes dieses Werkes in jede fremde Sprache, welches ich mir im ganzen Umfange vorbehalte.) Meine Adresse ist stets beim Herrn Verleger des Gegenwärtigen zu erfahren.

Schriftsteller C. Lempens.

Berichtigungen.

Seite 38, Zeile 8 von unten lese man statt: viennet — viennent.
„ 39, „ 20 „ oben (und an anderen Stellen) lese man statt: Dehm — Dohm.

Druck von Steinhauser & Novák.